

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Alla turca	196
Helmarbeit. Von Karl Wittmann	201
Banga. Von Philipp Langmann	212
Anteigen. Von Brandt, Gester, Fopert, Fuchs, Goldbeck, Mühsam	217
Finanzreformen. Von Labou	220
Projekt Eulenburg III.	223

Nachdruck verboten.

Er erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 8a.

1908.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 39 sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
 Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
 hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
 Beleihung zu zeitgemäßem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
 völlig kostenfrei.

9-4 Uhr.

SCHWARZBURG Beste Pension * * * *
 Großstädtischer Komfort
 Tennis, Schwimmbad * **Weisser Hirsch**
 Bürgerliche Preise * *

Hamburg. HOTEL ESPLANADE
 Am Dammthor-Bahnhof.
Zimmer mit Bädern.
 Neu eröffnet.
 Carlton Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
 Nollendorfplatz | Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg. HAMBURGER HOF
 Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.
 Feine Französische Küche
 Gänzlich renoviert
 Neue Direktion.

Alle Waffen sind staatlich geprüft:



Kaliber 2
umsonst u. portofrei.

Doppelhinten, Kal. 16 v. 22,25 M., **Garten-
 büchsenflinten** 15.- M., **Drillinge,** Kal. 16/9,3
 91.- M., **Scheibenblechs,** 34,30 M., **Garten-
 teschings** 4,80 M., **Luftgewehre** 3,75 M.,
Revolver 3,20 M., **Pistolen** 1,20 M. an bis
 zu den feinsten Ausführungen.
Deutsche Waffenfabrik Georg Kunkel
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

„MORGEN“
**WOCHENSCHRIFT FÜR
 DEUTSCHE KULTUR**
 Begr. v. RICHARD STRAUSS/
 GEORG BRANDES/RICH.
 MÜLLER unter Mitwirkung von
 HUGO v. HOFMANNSTHAL
VERLAG: BERLIN W 9.
 Potsdamerstrasse 4.
 Heft 50 Pf. Quartal 6 M.

Inhalt von Heft No. 31 (v. 30./7. 08.)
 Elihu Root: Die Sanktion des inter-
 nationalen Rechts.
 M. Erzberger, M. d. R., Reichsfinanz-
 reform (Schluss).
 Camille Pelletan: Der Zwischenfall in
 der englischen Marine.
 Georg Simmel: Vom Realismus in der
 Kunst.
 Graf Nigra über Frankreich und Russland
 von Sigmund Münz.

PROBENUMMER KOSTENLOS.



Berlin, den 8. August 1908.

Alla turca.

Abd ul Hamid hat den Ueberbleibseln des Memalik-i Osmaniye eine Verfassung gewährt und König Eduard hat den Wunsch ausgesprochen, im Taunusshloß der hessischen Richte mit dem Neffen zu plaudern. In allen dem internationalen Reichsgeschäft geweihten Hallen ward darob Freude. Zwar hat der Padischah schon einmal, im vierten Monat seiner Regierung, sich hinter das Goldgitter einer Konstitution geflüchtet; und der zärtliche Onkel hat im vorigen Sommer den Neffen sogar in dessen eigenem Haus besucht. Beide Ereignisse wurden wie neue Morgenröthen begrüßt: und blieben doch Episoden. Jetzt aber war Deutschlands Lage so unbequem geworden, daß jede Aenderung willkommen sein mußte; auch wenn ihr nicht lange Dauer verbürgt war. Franko-britische, anglo-russische, franko-russische Freundschaft. In London wird die alliance permanente empfohlen und Herr Fallières wie ein Verwandter empfangen. (Clemenceau, des King treuester Mann, bleibt, in kluger Diskretion, den Verbrüderungsfesten fern; dafür ist Delcassé im engsten Kreis Eduards Gast.) In Reval wird der anglo-russische Vertrag ins Europäische erweitert, über Makedonien, die Dardanellen und die afghanisch-indische Eisenbahn geredet (die Linie Zekaterinoslaw-Haidarabad-Kalkutta, die der Bagdadbahn die Lebensmöglichkeit schmälern soll). Auf der selben Rhede trifft, als den Vertreter der verbündeten und befreundeten Nation, Nikolai Alexandrowitsch den Präsidenten der Französischen Republik; den die Völker Scandinaviens wie den liebsten Kümmling umjubeln. In Marienbad wird Eduard den Thronfolger, in Suhl den Geschäftsführer der austro-ungarischen Monarchie sehen; und aus Paris kommt der Ministerpräsident zu ihm. Am Balkanhimmel ist geschäftige Bewegung und zu Aehrenthal eilen aus Bel-

grad, Bukarest, Rom Besucher. Nicht auch Besucher? Auf dem prager Slavonkongress tauschen Polen und Russen, die seit Jahrhunderten verfeindet waren, den Bruderkuß. In der selben Stadt spricht, an einer britischen Zeitungsschreibern gedeckten Tafel, Frankreichs Konsul (ein Beamter, nicht ein Kaufmann) die Hoffnung aus, Oesterreich werde bald den Platz wechseln und in die entente cordiale eintreten. Schon muß man fürchten, der Makedonenknäuel soll ohne Deutschlands Mitwirkung entwirrt werden. Das gäbe, nachdem wir eben erst aus Persien verdrängt worden sind, einen neuen Prestigeverlust in der islamischen Welt; einen nach der Scherifenenttäuschung schwer erträglichen. Da hilft Abd ul Hamid. Er fühlt die Gefahr. Auf seine Kosten sollen Rußland, Oesterreich-Ungarn, Italien für die Britanien zu leistenden Dienste belohnt werden. Bahnkonzessionen heißen, Landbesitz wollen sie. Makedonien dem Prophetenerbe entreißen. Endlich die immer wieder aufgeschobene Theilung des Osmanenreiches beginnen. Die jungtürkische Bewegung hat an Wucht und Tempo zugenommen. Das Heer meutert; will die dem Islam drohende Schmach nicht dulden. Morgen kann der Wirbelwind die Revolution bis an die Mauern des Ildiz fegen. Und dem Greis, der da im Glanz hocht, lähmt Angst den sonst noch so regen Verstand. Draußen und drinnen umlauert ihn Feindschaft. Den Zorn der Heerführer an goldene Ketten legen? Die Osmanenbankleiter zeigen sich sprüde; und sein Privatvermögen will der Bedrängte nicht angreifen. Was bleibt ihm? Der Versuch, hinter dem in der Gluth nationaler Inbrunst geschmiedeten Schild sich zu bergen. Dazu ist die Erfüllung jungtürkischer Wünsche nöthig. Dem Sultan, der die Modernisirung des Osmanenreiches verheißt, jauchzen in Europa mindestens alle Musulmanen zu; können die Giauren fürs Erste nichts Arges an thun. Verfassung, Freiheit, Selbstbestimmungsrecht, Volksvertretung: Alles, was die Länder des Erdwestens an Komfort bieten, sollt auch Ihr, geliebte Brüder, nun haben. Brüder nennt er die Menschen, deren Lebensflamme gestern ein Wink seiner müden Hand erlöschen ließ. Spricht als Khalif, als Nachfolger des Propheten; und segnet mit priesterlicher Demuth die Gemeinde der Gläubigen. „Padischahim tschok jascha“: der Laumel brüllt den Ruf alter Huldbigung zu dem Palastfenster hinauf, in dessen Oeffnung der Grohherr zum ersten Mal wieder sichtbar ist. Auch Europa preist ihn (preist Jeden, Zaren, Schah oder Sultan, der nach ihren Rezepten zu kuriren trachtet). Lauter als andere Zungen die Michels. „Jetzt werdet ihr sehen, wie ich im Recht war, als ich die Lebenskraft der Türkei rühmte. Wie werthvoll die Freundschaft des Khalifen uns werden kann. Zweihundertfünfzig Millionen Menschen ge-

hören ihm; fünfzehn von jedem Hundert der Erdbewohner. Solcher Bundesgenosse darf sich sehen lassen. Erstarkt er zur alten Macht, dann wird vor ihm und seinen Freunden selbst England sich hüten. Und als freier Priester-Kaiser im freien Reich wird er schnell erstarken. Drum kommt Eduard nach Cronberg und seine Minister mühen sich, den Nachhall der kriegerischen Rede Cromwells zu lindern. Behren sich gegen die Verdächtigung, uns isoliren zu wollen, und girren sogar schon von einer entente mit Deutschland. Die Makedonienpläne und andere Projekte zur Türkenreichstheilung sind bestattet.“

Sind einstweilen wenigstens aus dem Lichtkreis geschafft. Kluge Leute warten geduldig. Was in Konstantinopel geschehen ist, kann nur ein Anfang sein. Wie wars denn vor zweiunddreißig Jahren? Unruhe auf dem Balkan. Aufruhr in der Herzegowina. Serbien und Montenegro von den Türken bedroht. Weil ein Bulgarenmädchen gezwungen worden sein soll, sich zu Mohammeds Glauben zu bekehren, kommts in Salonichi zwischen Türken und Christen zum Waffenzwist und die Konsuln Deutschlands und Frankreichs werden ermordet. Alle Großmächte unterstützen das Verlangen nach Genugthuung; alle schicken Kriegsschiffe nach Salonichi. In Bulgarien braust die Volkswuth auf. Zwanzigtausend Softas erzwingen in Konstantinopel den Sturz des verhassten Großwesirs und des Scheich ul Islam, der ihn geschützt hat. Die Westmächte fordern (noch nicht offiziell) für die von christlichen Mehrheiten bewohnten Provinzen das Recht zu unbeschränkter Selbstbestimmung. Ignatiew, Rußlands Botschafter am Goldenen Horn, ladet die Kollegen zu einer Christenschutzkonferenz und läßt sein fest verammaltes Haus von Montenegroinern bewachen. Sieben Tage nach der Ermordung der Konsuln wird das Memorandum der drei Kaiserreiche veröffentlicht, das dem Sultan Abd ul Aziz, dem schwachen Brasser, die Schuld an der blutigen Wirrnis zuschreibt und einen zweimonatigen Waffenstillstand fordert. Frankreich und Italien stimmen zu; England erklärt, das Memorandum lasse einen Eingriff in die Souverainetät des Sultans fürchten, und schickt seine Mittelmeerflotte in die Besikabai. Weil der Zar sich der Stadt Konstantins bemächtigen wollte? In Wien wird ein antislawisches Bündniß Oesterreichs, Englands und der Türkei empfohlen. Die Hohe Pforte lehnt die Forderungen des berliner Memorandums ab. Doch der Sultan wagt schon nicht mehr, sich dem Volk zu zeigen. Am dreißigsten Mai 1876 wird er von seinen Ministern und von dem Scheich ul Islam zum Verzicht auf den Thron gezwungen und vier Tage danach ermordet. Murad V ist Khalif; die Paschas Ruschdi, Midhat, Hussein Awni sind seine Berather. Midhat, der dem Staatsrath vorsitzt, empfiehlt konstitutionelle Ein-

richtungen, erwirkt den Insurgenten aus Bosnien und der Herzegowina Amnestie und läßt die Studenten zur Ruhe mahnen. Eine neue Aera wird verheißen. Doch Midhats Verfassungsentwurf stößt schon im Staatsrath auf zähen Widerstand und seine Absicht, den Christen das selbe Recht wie den Mohammedanern einzuräumen, wird auch von den Jungtürken leidenschaftlich bekämpft. Die Balkanrebelln wollen nicht unter türkischer Herrschaft weiterleben; lieber den Fürsten von Serbien und Montenegro den Unterthaneneid leisten. Der Serbenfürst Milan, der am neunten Juni den Sultan seiner Treue versichert hat, erklärt ihm noch im selben Monat den Krieg. („Unsere Bewegung ist eine rein nationale und hat mit religiösem Fanatismus und sozialem Umsturz nichts gemein.“) Serben und Montenegriner dringen ins Türkenland ein; und die Pforte vermag in solcher Noth den fälligen Zulicoupon der Staatsschuld nicht einmal zur Hälfte einzulösen. Tschernajew, der in Serbiens Dienst getretene russische General, ruft „die Freiheit liebenden Söhne des Balkans zu den Waffen für die heilige Idee des Slaventhumes“. Wird England dem Sultan helfen? Die Berichte über das grausame Wüthen des Türkenheeres wandeln in London allmählich die Stimmung. Murad muß aus Asien Hilfe rufen und sein Großwesir im Staatsrath sprechen: „Wir haben uns die Sympathie der Völker entfremdet. Seit zwanzig Jahren hat die Türkei keine ihrer Zusagen gehalten, keine ihrer Pflichten erfüllt und durch solche Enttäuschung unter ihren eigenen Bürgern und draußen sich nur Feinde gemacht. Unsere Isolirung ist verdient, unsere Schwäche nicht abzuleugnen. Wir müssen jeder eiteln Hoffnung auf fremde Hilfe entsagen und allein, mit dem Aufgebot aller Kräfte, das Reich vor dem Untergang retten.“ So offen ward in einem Sulatanat nie gesprochen. Doch der Staatsrath vertrödelt die Zeit und die junge Theologenschaar wendet sich heftig gegen Midhats Plan der Christenemanzipation. Daß die Truppen des Grosherrn im Krieg gegen Serbien den Ruf tapferer Ausdauer bewährt haben, nützt der alttürkischen Agitation. Murads Schwachfynn ist nicht mehr zu verbergen. Der Scheich ul Islam erklärt ihn für unheilbar und spricht in dem Erlaß vom einundzwanzigsten August den Thron Abd ul Hamid zu. Die Botschafterkonferenz, der Sir Henry Elliot präsidiert, mahnt zum Friedensschluß; den die Pforte aber weigert. Der erste Erlaß des neuen Sultans verheißt alle längst ersehnten Reformen; auch Generalstände, in die das Vertrauen des Volkes würdige Männer abordnen solle. Rußland warnt vor neuer Gewaltthat gegen die Slavenvölker und läßt der Warnung die Drohung folgen. England hat, schon als Abd ul Kerim an der Morawa den Serben zu schaffen machte, seine Vermittlung angeboten; jetzt ist die Oeffentliche Meinung durch die Berichte über atrocities erregt und

Lord Derby wird ärgerlich. Die von den Großmächten so lange vergebens verlangten Reformen müssen sofort ausgeführt werden; morgen schon: nur so kann die Pforte sich von der Gräuelschmach reinigen. Was ist zu thun? Eine kritische Stunde. Abd ul Hamid II zeigt zum ersten Mal seine Klugheit.

Die Reichsverfassung, spricht er, wird Alles ordnen, ganz wie Ihr wünscht; und fürs Erste werden dreißig Musulmanen und dreißig Christen in einer Reformkommission das Nöthigste berathen. Zeit gewonnen? Alexander wird ungeduldig. Mit ihm, Gortschalow und Ignatiow konferiren in Livadia die Häupter der deutschen, britischen, österreichischen Missionen; wenn der Padischah nicht zunächst einen Waffenstillstand gewähre, werde ers zu büßen haben. Bosnien, Herzegowina, Bulgarien müssen von der Türkei getrennt und für die Sicherung der Reformen Bürgschaften gegeben werden. Längeres Zögern brächte vielleicht ernste Gefahr. Im November werden die Grundzüge der Verfassung veröffentlicht; zwei Kammern und ein erträgliches Wahlgesetz. Nügt nicht. Zwar klingt D'Israelis Guildhallrede den Russen drohend ins Ohr und Alexander antwortet auf eine Ansprache der moskauer Duma mit dem Gelöbniß, aus eigener Kraft, wenns nicht anders gehe, die Türkenhande zu rächen; läßt bald danach auch sechs Corps an die türkische Grenze vorrücken. Stimmt schließlich aber dem britischen Plan zu, in Konstantinopel eine neue Konferenz zu eröffnen. Da soll also wieder um das Schicksal des Osmanenreiches gewürfelt werden. Sputet Euch, Ihr Herren vom Großen Rath der Hohen Pforte! Salisbury ist schon in Pera und Nikolai Nikolajewitsch befehlt der russischen Südarree. Am zwölften Dezember präsidirt Ignatiow zum ersten Mal der Vorkonferenz; am dreiundzwanzigsten verkündet der Sultan in einem an den Großwesir Midhat Pascha gerichteten Hat das Staatsgrundgesetz. „Für immer sollen die Schranken fallen, die das mir unterthane Volk von dem Recht civilisirter Völker trennen. Ich danke dem Himmel dafür, daß er mich als Werkzeug zu dieser Erneuerung auserwählt hat.“ Der Sultan ist unverletzlich und unverantwortlich; seine Macht reicht nicht weiter als die aller konstitutionell Herrschenden. Nur dem Gesetz hat sich der Osman zu beugen. Die Presse ist frei; jedes Amt jedem tüchtigen Buraer erreichbar; die Elementarschulpflicht wird eingeführt und das Versammlungsrecht ohne kleinliche Quälerei gewährt. Kein Bürger darf dem zuständigen, unabsehbaren Richter entzogen werden. Die Minister sind verantwortlich, dem Staatsgerichtshof unterstellt und an das Botum der Kammer gebunden, deren zweite aus geheimer Wahl (auf je hunderttausend Einwohner ein Abgeordneter) hervorgeht und die für jedes Rechnungsjahr das Budget zu bewilligen haben. Kann die Kammermehrheit sich mit den Ministern

nicht einigen, so muß der Sultan neue Berather wählen oder das Parlament auflösen. Die Verwaltung der Provinzen, Kreise, Gemeinden wird nach europäischem Muster modernisirt. Jeder Türke laß es an dem Tag, da die Konferenz zum ersten Mal tagte; laß, daß der Scheich ul Islam (der Großmufti, dessen religiös-politische Gewalt viel größer ist als selbst in Bobedonojzew's Zeit die des russischen Synodprokurators) der Verfassung zugestimmt habe; und grüßte den Padiſchah-Befreier mit Jubelchören. Vier Tage danach hört Salisburg von Abd ul Hamid, die Vorschläge der Konferenz seien leider unannehmbar, weil die Verfassung für das ganze Reich gelte und Ausnahmemaßregeln für einzelne Provinzen nicht gestatte. Auch die zweite Konferenz bleibt ohne Ertrag. Alexander hat Loftus und Schweiniß versprochen, „niemals nach Konstantinopel zu gehen“. Thiers findet das Versprechen lächerlich, da ein Sieg Rußland weiter führen könne, als es selbst jetzt ahne. Decazes ruft Hohenlohe zu: „Mon cher Prince, il faut nous serrer les coudes“; damit im Orient der Friede erhalten bleibe. Bis in den April 1877 bleibt erß: dann erklärt Rußland den Krieg. Abd ul Hamid hat Zeit gewonnen. Schon im Februar sich aber des unbequemen Midhat entledigt, die eben erst gewählte Kammer aufgelöst und der VerfassungsKomodie ein Ende gemacht.

Wird es jetzt anders werden? Dann folgt auf das welthistorisch wichtige Jahr, das den ersten Erfolg der Luftschiffahrt sah, ein nicht minder wichtiges: das dem Islam ein neues Schicksal vorbereitet. Dann muß sich zeigen, ob das Khalifat aus dem Westen importirte Latwergen vertragen kann. Abwarten. Was wir sahen, kann ein Anfang, kann auch das erste Symptom eines Endes sein. Daß die Wandlung uns auf die Dauer nützen werde, ist unwahrscheinlich. Rußland und Britannien lassen den neuen Bund so leicht nicht durchlöchern. Für Rußland wirkt leise die ganze Macht der Balkanſlavenstämme; und die Freundschaft der türkischen Demokratie wäre, wie der russischen, den Westmächten, nicht dem heute konservativsten Kaiserreich, gewiß. Einstweilen aber haben alle Interessenten sich in die veränderte Lage zu schicken. Der aufgepeitschte Osmanenstolz will von Reformplänen und Konzessionen ans Ausland nichts hören (wird sich in der Geldklemme aber auch dazu entschließen; und wer, in dem Winter der russischen Milliardenanleihe, das für all diese Kulturarbeit nöthige Geld liefern wird: that is the question). Soll auch Egypten, auch Bosnien und die Herzegowina nun ein Parlament bekommen? Wo findet Italien für die in Nordafrika begrabene Hoffnung Ersatz, wenn die Osmanenflanke nicht zu zerstückeln ist? Entspannung, Ruhe zur Orientirung: so heißt das Lösungswort. Wir gewinnen Zeit; zur Ueberlegung?

Heimarbeit.

Die zweite größere Heimarbeit-Ausstellung Deutschlands hat Mitte Juni ihre Pforten geschlossen. Hat sie die bedeutame berliner Ausstellung erreicht? Ueberragt sie ihr Vorbild?

Eigenen Charakter schreibt Elisabeth Utmann-Gottheimer der frankfurter Ausstellung zu, da sie vollständige Unparteilichkeit zu ihrem Grundsatz gemacht und sich in gleicher Weise auf die Mitarbeit der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer gestützt habe. Ich kann in der Arbeitsweise der frankfurter gegenüber der berliner Ausstellung von 1906 einen besonderen Vorzug nicht erblicken. Im Zusammenwirken des Bureaus für Sozialpolitik mit den Freien und Christlichen Gewerkschaften, den Hirsch-Duncker-Gewerkevereinen und den Vertreterinnen verschiedener Frauenevereine erstand die berliner Ausstellung als das erste größere sozialpädagogische Unternehmen dieser Art, zwar ohne Mitwirkung oder ohne erhebliche Mitwirkung von Arbeitgebern (an eine solche war bei dem damaligen Stand der Frage gar nicht zu denken), dabei aber in Ansehung der obwaltenden Schwierigkeiten, sachlichen Unzulänglichkeiten und menschlichen Gebrechen eine hervorragende Leistung von nur irgend erreichbarer objektiver und subjektiver Unparteilichkeit, einer Unparteilichkeit, die auch von der frankfurter Ausstellung nicht übertroffen wurde und auf dem von ihr gewählten Weg nicht übertroffen werden konnte.

Man hat der berliner Ausstellung vorgeworfen, daß sie tendenziös allzu sehr Grau in Grau gemalt habe; der frankfurter Ausstellung ist die Insinuation nicht erspart geblieben, daß sie durch die Heranziehung von Arbeitgebern in bewußter Weise zur berliner Darbietung ein freundliches Gegenstück habe schaffen wollen. Keiner dieser Vorwürfe ist gerechtfertigt. Die in erster Linie für die beiden Unternehmungen verantwortlichen Persönlichkeiten stehen im Dienst einer Wissenschaft, deren Helle, Kraft und Hoheit bewußtes Abirren vom Weg mit dem Fuß oder auch nur in Gedanken unmöglich macht. „Das Material“, so schrieb Franke in der „Sozialen Praxis“ über die berliner Ausstellung, „ist gewissenhaft und ehrlich zusammengestellt worden. Mit voller Absicht haben wir großen Werth darauf gelegt, auch günstige Zeugnisse aus der Heimarbeit zu bringen; solche waren in großer Zahl vorhanden. Wenn die Besucher und die Zeitungen trotzdem vorwiegend den Eindruck einer Glendausstellung hatten, so liegt Dies eben an der Thatsache, daß in der Hausindustrie die Noth überwiegt, und in dem zwingenden Mitleid, das dieser Menschenjammer weckt.“ Und Kndt, der Vorsitzende des Wissenschaftlichen Ausschusses für die frankfurter Heimarbeit-Ausstellung, sagt in seinem Vorwort zu den „Kurzen Beschreibungen“: „Der Wissenschaftliche Ausschuss hielt sich hierbei streng an den von der Ausstellungsleitung von Anfang an aus-

gesprochenen Grundsatz vollständiger Sachlichkeit und Unparteilichkeit. Die Leiter der Fachauschüsse wurden immer wieder darauf hingewiesen, daß tendenziöse Darstellungen vermieden werden müßten und daß es unbedingt erforderlich sei, zum Entwerfen eines wahrheitgetreuen Bildes der Verhältnisse in gleicher Weise die Mitwirkung der Unternehmer wie der Arbeiter in Anspruch zu nehmen.“ An dem redlichen guten Willen und dem festen Vorsatz zu zweifeln, der hier kundgegeben wurde, hat Niemand das Recht. Ob und wie weit es der Leitung der frankfurter Ausstellung gelungen ist, Willen und Vorsatz zur That zu machen, steht allerdings auf einem anderen Blatte.

Else Lüders unterscheidet die beiden Ausstellungen, indem sie dem berliner Unternehmen propagandistischen, dem frankfurter pädagogischen Charakter zuschreibt. Dem kann ich nicht ganz beipflichten; die berliner Ausstellung hatte propagandistischen und pädagogischen Werth. Der Charakter des frankfurter Unternehmens dagegen wird erst völlig offenbar werden, wenn die von Arndt versprochenen „Monographien“ vorliegen, aus denen hervorgehen muß, wie sich die Wissenschaft mit den Schwierigkeiten paritätischen Zusammenwirkens von Arbeitgebern und Arbeitern abzufinden vermochte, mit den Schwierigkeiten, die von der Ausstellung selbst und den „Kurzen Beschreibungen“ nicht überwunden wurden, sondern als Mängel zu Tage traten. Bei der berliner Ausstellung übermog, so meint Else Lüders, das Arbeiterelement, bei der frankfurter das wissenschaftliche Element. Ich will Dem nicht widersprechen, wenn mit dieser Charakterisirung des frankfurter Unternehmens auf den vierundzwanzigköpfigen Wissenschaftlichen Ausschuss, den zwanzigköpfigen Hygienischen Ausschuss und auf die nicht weniger als dreiundsiebzig Fachauschüsse hingedeutet sein soll. Dagegen sei mir vergönnt, auszusprechen, daß in den Darbietungen des Unternehmens, der Ausstellung und den „Kleinen Beschreibungen“, von einem wissenschaftlichen Einfluß wenig zu spüren war.

Von verschiedenen Seiten sind Stimmen laut geworden, daß in näher bezeichneten Fällen unter dem Einfluß der Arbeitgeber die Arbeitszeiten zu niedrig und die Stundenlöhne zu hoch angegeben worden seien. Es wurde von Objekten gesprochen, die für die Ausstellung besonders angefertigt worden seien und deren Berechnung zu Ergebnissen habe führen müssen, die wesentlich günstiger seien als die Wirklichkeit. Auch verlauteete Manches von Konflikten in einzelnen Fachauschüssen und von Nachprüfungen, die zu erheblichen Aenderungen auf einzelnen Etiketten führten. Auf all Das sei hier nicht eingegangen; die Ausstellungleitung wird es sicher für ihre Pflicht gegen Wissenschaft und Wahrheit halten, in den verheißenen Monographien auf die gemachten Erfahrungen und die sich daran knüpfenden Weiterungen zurückzukommen, da es für die breite Doffentlichkeit von größtem Interesse ist, zu erfahren, wie sich das paritätische System bewährt hat. Das Vorwort zu

den „Kleinen Beschreibungen“ sagt ja, dieses System habe sich „durchaus bewährt und werthvolle Ergebnisse gezeitigt“; dies Urtheil scheint mir aber, zumal in eigener Sache, etwas vorweggenommen, da es erst in der noch in Aussicht stehenden wissenschaftlichen Untersuchung der Ergebnisse seine Begründung finden kann. Bemerkenswerth war jedenfalls, daß namentlich in den ersten Wochen der Ausstellung so oft Aenderungen vorgenommen wurden; einmal fand ich einen Raum sogar längere Zeit für das Publikum gesperrt, weil eine Kommission Nachprüfungen vornahm. Die Angaben der Arbeitszeit und der Stundenlöhne wurden nicht nur in der Arbeiterpresse, von Arbeitern und deren Organisationen bemängelt, sondern auch aus bürgerlichen Kreisen. Herr Hugo Bach, ein Münchener Fabrikbesitzer, hat darüber gesagt:

„Der gewählte Weg war zweifellos richtig; aber ich habe (und mit mir wohl ein großer Theil der sachkundigen Ausstellungsbesucher) den Eindruck gewonnen, daß die Arbeitgeber es verstanden haben, Vieles in günstigerem Licht darzustellen, als es bei wirklicher Parität möglich gewesen wäre. Wie schon erwähnt, haben die Arbeitgeber die ausgestellten Gegenstände geliefert und die Arbeiter ausgesucht, die sie herstellen mußten. Es war also möglich, die leistungsfähigsten Arbeiter auszuwählen, und man sah Stücke mit relativ hohem Stundenverdienst, die die Fabrikanten sicher normaler Weise in diesem Zustand nicht angenommen hätten; sie sind schnell und schlecht gemacht worden; dadurch sind dann hohe Verdienste herausgekommen. Bei manchen Stücken können auch die Arbeitszeiten gar nicht stimmen. Zwar hatte sich die Leitung das Recht der Nachprüfung vorbehalten und auch, wie berichtet wird, mehrfach bethätigt; was will dieses Recht oder selbst die Nachprüfung aber bedeuten, wenn die Arbeitgeber nicht verpflichtet waren, die Namen der Arbeiter oder Arbeiterinnen zu nennen, die die Sachen hergestellt hatten? Dadurch war ja die wirkliche Gegenkontrolle in Zweifelsfällen durch nochmalige, unter unparteiischer Aufsicht erfolgende Herstellung des Gegenstandes nicht möglich.“

Mit Recht rügte man von verschiedenen Seiten die Beeinträchtigung des eigentlichen Zweckes der Ausstellung durch die Schauwerkstätten, die die Aufmerksamkeit der Besucher von der sozialen Seite der Heimarbeit auf die gewerblich-technische ablenkten. Gewiß sind Schauwerkstätten in einer Heimarbeitausstellung nothwendig, denn trotz allen Etiketten und Beschreibungen spricht und überzeugt das tote Material sehr wenig oder gar nicht, insbesondere wenn es so wenig charakteristisch „aufgemacht“ ist. Auch bei Einrichtung und Betrieb der Schauwerkstätten hatte die Ausstellungsleitung eine nicht sehr glückliche Hand. Für die Elphenbeindrehler und für die Töpfer durfte kein Platz in der Ausstellung sein, denn diese die Aufmerksamkeit der Besucher übermäßig auf sich ziehenden Leute sind Kleingewerbetreibende, selbständige Handwerker. Der Töpfer that (wie ich bei drei Besuchen jedesmal feststellte)

genau das Gegentheil von Dem, was er als Riterzieher des Publikums hätte thun müssen: er spielte mit dem plastischen Thon, statt ihn zu verarbeiten. Kaum hatte er unter bewunderndem Ach und Oh der Zuschauer eine hübsche Vase fertig gedreht und gedrückt, so warf er sie wieder zu einem formlosen Klumpen zusammen, unter erneutem Ach und Oh, diesmal des Bedauerns, über das er sich unverhohlen zu freuen schien. Was dem Publikum oft fehlt und ihm hier eingepfist werden sollte, ist die Achtung vor dem Arbeiterzeugniß, der Arbeit, dem Arbeiter. Hier aber bezeugte der Arbeiter selbst seiner Arbeit und seinem Erzeugniß Mißachtung. Lies hätte anders gemacht werden können, anders gemacht werden müssen.

Schauwerkstätten waren nöthig; aber von anderer Art und anderer Einrichtung. Zunächst nur verlegte Heimarbeit, dann Heimarbeit an kleinen, rasch anzufertigenden Objekten, damit der Besucher die Fertigstellung der Gegenstände vom ersten bis zum letzten Handgriff zu beobachten Gelegenheit hatte und zugleich auch, womöglich die Uhr in der Hand, einen Begriff von der zeitlichen Leistung gewinnen konnte. Schauwerkstätten, die das Interesse an der Arbeit und den Arbeiterzeugnissen so tief erwecken, daß der Besucher nicht nur mit allgemeinen, rasch zu verwischenden Eindrücken, sondern mit Gedanken nach Hause geht und künftig keine Bürste, keine Schachtel, keinen Stuhl, keine Cigarre, keinen Hut in die Hand nimmt, ohne auf das Lebhafteste das Bild der Heimarbeiterin, die den Gegenstand herstellte, vor Augen zu haben.

Sprechende Schauwerkstätten wären etwa in folgender Weise zu denken: neben einander einige Kojen, die kleine häusliche Arbeitsräume darstellen und als solche nach vorhandenen Mustern einfach eingerichtet und ausgestattet sind. In ihrem Zimmerchen arbeitet eine Bürsteneinzieherin. Auf einem Tisch oder auf einem Regal an der Wand liegen, in übersichtlicher Weise geordnet, auf der einen Seite die für den nächsten zehnstündigen Arbeitstag angelieferten Rohmaterialien (Bürstenhölzer, Draht und Borsten), auf der anderen Seite die am Tage vorher in zehn Stunden fertiggestellte Anzahl von Bürsten. In einem Korb zu Füßen der Arbeiterin sammeln sich die Arbeiterzeugnisse des Tages. Zwei Etiketten enthalten insbesondere Angaben über die verbrauchten Materialien und hergestellten Erzeugnisse: Holzart, Zahl, Gewicht und Werth der Bürstenhölzer; Art, Gewicht und Werth der Borsten; Meterzahl, Gewicht und Werth des Drahtes; Zahl- und Verkaufswerth der hergestellten Bürsten; Angabe des Lohnsatzes und Tagesverdienstes, der Stundenleistung und des Stundenerdienstes; Spannweite zwischen Rohmaterialwerth und Verkaufswerth der Tageserzeugung.

Eine Kartonnagearbeiterin ist in einem anderen Raume beschäftigt. Neben ihr liegen die zugeschnittenen Pappe- und Papierstücke für eine Tageserzeugung, die (etwa 250 fertige Schachteln) so aufgestapelt ist, daß sie mit einem Blick

übersehen und rasch gezählt werden kann. In gleicher Weise ist eine Stuhlflechterin und eine Cigarrenarbeiterin inmitten einer Tagesproduktion sichtbar. Die Etiketten geben über die Verarbeitungsmengen, Preise, Verdienste und den Lohnantheil am Verkaufspreis genauen Aufschluß als Ergänzung der lebhaftesten Sprache unablässig fleißiger Hände.

Eine Hasenhaarschneiderei durfte den Besuchern nicht erspart geblieben sein, die mit eigenen Augen sehen sollen, wie sich Thierfelle und Hasenhaare, Schmutz und Staub in einer kleinen Küche ausnehmen, auf dessen Herd für Mann und Kinder das Mittagessen brodelt. Die Hasenhaarschneiderei ist zwar in den kleinen Beschreibungen skizzirt (hier habe ich den nothwendigen Hinweis auf die Präparirung der Felle mit Sublimat vermißt), aber in der Ausstellung selbst war von dieser Branche, die aus den Wohnhäusern völlig verbannt werden mußte, nichts zu sehen.

Auch eine Säckeliderei hätte gut gewirkt; sicher wäre eine der Fabriken, deren Säckeliderei von dem Leiter des Fachauschusses als „Wohlfahrteinrichtung zur Unterstützung bedürftiger Arbeiterinnen“ aufgefacht wird, zur Vorführung dieser neuen Schöpfung des Altruismus gern bereit gewesen.

In solcher oder ähnlicher Weise konnten auch manche andere Objekte ohne Schauwerkstätten dargeboten werden: Tages- oder Stundenerzeugnisse mit den entsprechenden Mengen Rohmaterial für Pelzwaaren, Lederwaaren, Schirme, Holzwaaren, Lüten und Couverts, Glacéhandschuhe, Posamenten, Perlkranze, Kettenportemonnaies, Glühstrümpfe, Söcke, Tailienstäbe, Strohhüte, Stoffknöpfe, Nadelröllchen, Gürtel, Papiersächer und so weiter. In der frankfurter Aufmachung, Objekte neben Objekte gehäuft, lag mehr Verwirrendes als Eindringliches, Klarmachendes, Ueberzeugendes. Die Gruppen mußten besser getrennt sein, das Auge mußte Stützpunkte und Ruhepunkte finden.

Bei den großen Mitteln, die der Ausstellungsleitung zur Verfügung standen, hätte im Interesse kräftiger Wirkung beträchtlich mehr für die Ausstattung gethan werden dürfen. So entstand im unteren Saal, da, wo die Gegenstände nicht in überlasteten Schaukästen lagen, im Lauf der Wochen unter den Etiketten und Nummern eine sich vergrößernde Unordnung, deren Nichtbehebung oder ungenügende Behebung das Studium sehr erschwerte. Nicht wenig Antheil an dem Entstehen dieser Zustände hatte der Massenbesuch der Ausstellung durch Schulen; sicher sehr gut gemeint und für Besuchstatistik und Budget erfolgreich, aber für die Diabolo spielende Jugend ohne den leisesten Gewinn, zugleich ein Hinderniß für die erwachsenen Besucher. Ordnungsmängel, auf die ich aufmerksam machte, waren bei meinen einige Wochen später erfolgenden Besuchen noch unbehoben. Die Erfahrung lehrt, daß solche Ausstellungen eines Konservators bedürfen, wenn nicht Zerfallerscheinungen auftreten sollen, wie sie sich hier zeigten.

Der Ansicht, daß die vielfach dargebotenen Milleuphographien einen werthvollen Bestandtheil der Ausstellung bildeten, vermag ich nicht völlig beizupflichten. Nach meiner Beobachtung und nach manchen Urtheilen, die ich von Beschauern hörte, machten die abgebildeten Arbeit- und Wohnstätten mit ihren Ansassen auf den Laien meist einen wohlthätigen und behaglichen Eindruck, der eher der bekannten, von Sombart so köstlich persiflierten Idylle als der grauen Wirklichkeit entspricht. Solche Interieuraufnahmen haben zunächst in Bezug auf die Raumgröße wenig Wahrheitwert, was von der übertriebenen Perspektive nahgestellter Apparate herrührt. Hiervon kann man sich aus kunstgewerblichen Zeitschriften durch Vergleich beliebiger perspektivischer Interieuraufnahmen mit den Grundrissen leicht überzeugen. Jeder Amateurphotograph weiß, daß ein Zimmer von vier Meter Länge und drei Meter Breite als ein geräumiger Saal auf die Platte gebannt werden kann. Dazu kommt noch die Belichtung, die beinahe jede gewünschte Impression hervorzubringen vermag. Ein warmer brauner Bildton thut das Uebrige. Nicht zu vergessen ist, daß das Bild einer friedlichen Heimstätte, einer zur Arbeit versammelten Familie immer anmuthet. Staub, Schmutz, Dürftigkeit sind nicht sichtbar und auf dem Bild wirkt malerisch, was in der Wirklichkeit wenig erfreulich ist. Zum Vergleich: ein von Meisterhand gemaltes Stilleben, neben einer halb vom Tisch herabgeglittenen Decke ein Hummer, ein Kopf Blumenkohl, ein Reithandschuh, ein halbausgetrunkenes Glas Roselwein mit der obligaten Fliege, ein Armband, eine Besuchskarte und eine Rose, mag ein köstliches Meisterwerk sein; im Leben ist solche nach Hauspolizei schreiende Zusammenstellung nicht möglich. Anders in der Hausindustrie. Säuglingswindeln und Tabaksblätter, Schweineborsten und Reisuppe, Christbaumschmuck und Speisefläschchen eines Tuberkulösen, Cementstaub und Kinderbetten: das Leben zeigt, das Bild verschweigt. Nur mit starkem Vorbehalt können daher die Heimstättenbilder als Darstellungen der Wirklichkeit gewürdigt werden.

Obgleich nach den Beschreibungen in allen drei Gebieten der Bürstenindustrie animalische Materialien zur Verwendung kommen, zeigte die Ausstellung außer einigen Zahnbürsten ausschließlich Pflanzensaserbürsten, gab also kein ausreichendes Bild Dessen, was sie darstellen wollte. Gerade auf die Verarbeitung thierischer Borsten und Haare hätte die Ausstellung hinweisen müssen, insbesondere auch wegen der Milzbrandgefahr. Die Beschreibung der westerwälder Hausindustrie kann „in gesundheitlicher Hinsicht nichts Nachtheiliges sagen“. Die Beschreibung der Hausindustrie im Taunus findet die Verdrängung der ausdrücklich als „nicht gesundheitsschädlich“ hingestellten Heimarbeit durch die Verbesserungen in der maschinellen Herstellung der Bürsten „sehr bedauerlich“ und stellt zugleich fest, daß das Einziehen der Bürsten keinen besonderen Arbeitstraum verlange. Im Gegensatz zu diesen kaum ernst-

lich vertretbaren Urtheilen wird in der Beschreibung der Bürstenhausindustrie im Kreis Neuwied gesagt: „Die Bürstenhaare geben einen unangenehmen, sich fast überall festsetzenden braunen Staub ab, so daß man die Arbeit nicht als gesund bezeichnen kann.“ Das ist verständig gesprochen; doch sind es nicht Bürstenhaare, sondern Kokosfasern, die einen braunen Staub absondern.

Für das Nähen von Borten zu Strohhüten sind in der Beschreibung Stundenlöhne von 20 bis 46 Pfennig angegeben; wie die Berechnung zu Stande kam, ist nicht gesagt, eine Nachprüfung deshalb unmöglich. Nach Angabe der Beschreibung wird beim Garniren von Strohhüten in der Stunde ein Lohn von 7 bis 12 Pfennig verdient. Im Gegensatz hierzu gab die allgemeine Durchschnittswerthe darstellende Etikette Nr. 5 zu einem in der frankfurter Hausindustrie hergestellten Strohhut einen Stundenverdienst von 20 bis 24 Pfennig an. Auch sonst stimmten Etikette und Bericht nicht überein. Bei den aus Darmstadt gelieferten Hüten war die Art der Arbeit mit „Nähen und Garniren“ bezeichnet, obgleich es sich meist um geflochtene Hüte handelte, für die ein Nähen nicht in Frage kam. Die Beschreibung der odenwälder Stuhlflechterei gab den Nettolohn auf 9 Pfennig in der Stunde an, Etikette Nr. 3 dagegen auf 21 Pfennig. Diese Angabe ist unrichtig, da hier die Abrechnung des von der Arbeiterin zu zahlenden Rohrpreises völlig vergessen ist. Das Studium der ausgestellten Gegenstände war sehr erschwert, da ein Theil der Etiketten dauernd fehlte und manche Nummernartons verwechselt waren; diese Mängel wurden von Woche zu Woche stärker (übrigens auch bei anderen Branchen der Ausstellung).

Der Referent über die Stuhlflechterei in Vogelsberg sagt am Schluß: „Eine schädliche Einwirkung auf die Gesundheit läßt sich nicht direkt nachweisen; doch ist als sicher anzunehmen, daß die Durchführung des Kinderschutzes eine wohlthätige Wirkung auf Körper und Geist der beschäftigten Kinder nicht verfehlen wird.“ Wie nichts! sagend!

Aus der frankfurter Herrenmaßschneiderei waren vier Garderobenstücke ausgestellt: ein Smoking, eine Weste, eine Hose und ein Sommerpaletot auf Seide. Die angegebenen Stundenverdienste betrugen 48, 52, 46, 63 Pfennig. Beim Paletot arbeitete ein Gehilfe mit, dessen Lohn wohl in dem Stundenverdienst enthalten ist, eben so wie bei den anderen Gegenständen der Mitverdienst der Frau. Angaben hierüber fehlten auf den Etiketten. Der Bericht über die Herrenkonfektion in Frankfurt a./M., Mainz und Umgegend sagt, daß die Stundenlöhne wegen Mitharbeit der Frauen schwer zu berechnen seien, und giebt die Nettostundenlöhne auf 22 bis 30 Pfennig an. Aus der Etikettirung der ausgestellten Gegenstände ist das häufige Vorkommen von Hilfspersonen (473 befragte Heimarbeiter hatten 449 Hilfspersonen) nicht ersichtlich. Die auf den Etiketten angegebenen Stundenverdienste waren meist höher als der

in der Beschreibung angegebene Höchstdurchschnittslohn (35, 40, 55, 59 Pfennig); dabei war nichts von Hilfspersonen vermerkt, so daß die Etiketten völlig unzutreffende Anschauungen erweckten. Auf Etikette Nr. 19 war die Frage nach den Unkosten unrichtiger Weise verneint.

Wie keine andere Abtheilung der Ausstellung ist wohl gerade die der Posamentenherstellung (Kahlgrund im Speessart und Seligenstadt in Hessen) geeignet, dem Beschauer, der nicht mit den „Kurzen Beschreibungen“ in der Hand die ihm durch die Objekte und durch das Studium der Etiketten gegebenen Eindrücke revidirt, eine irrige Ansicht über die hausindustriellen Verhältnisse beizubringen. Diese Erkenntniß veranlaßte auch den Verfasser des Berichtes, am Schluß seiner Beschreibung zu sagen: „Die Ausstellungsgegenstände sind nicht dem laufenden Betrieb entnommen; es sind ältere Muster nachgearbeitet worden, wozu natürlich die geschicktesten Arbeiterinnen herangezogen wurden. Daraus erklärt sich zum Theil der Unterschied zwischen den auf den Etiketten der Ausstellungsgegenstände bemerkten Preisen und den eben angeführten Durchschnittslöhnen.“ Nach den Angaben des Berichtes beträgt „der DurchschnittsStundenlohn 15 Pfennig für bessere und 10 Pfennig für weniger geschickte Arbeiterinnen“. Eine Reihe von Stundenverdiensten, die ohne Auswahl den Etiketten entnommen wurden, zeigte dagegen Verdienste von: 19, 18, 16, 22, 18, 24, 20, 16, 23, 18, 18 bis 20, 18 Pfennig. Wenn nach der Ansicht des Berichterstatters der Umstand, daß „natürlich die geschicktesten Arbeiterinnen herangezogen wurden“, den Unterschied zwischen den Angaben der Etiketten und seinen eigenen Beobachtungen „zum Theil“ erklärt, so trägt wohl auch der Umstand „zum Theil“ zur Erklärung bei, daß die Etiketten „nach Angabe des Fabrikanten“ ausgefüllt wurden.

Die Etiketten Nr. 14 und 15 der Filetstrickerei zeigten neben anderen folgende Angaben:

- | | |
|--|---|
| 2. Alter, Geschlecht und Familienstand der Arbeiter: | 66 Jahre, weiblich. |
| 10. Nettoverdienst pro Stück: | 1½ Pfennig. |
| 11. Arbeitszeit pro Stück: | 1 Stunde. |
| 12. Verdienst der Arbeitsstunde: | 1½ Pfennig. |
| 14. Besondere Bemerkungen | Arbeiterin ist seit 14 Jahren total erblindet. Ihre Schwester hilft ihr beim Sortiren und bei der Fertigstellung der Gegenstände. |

Hier wurden lebhafteste Rufe der Entrüstung hörbar. Underthhalb Pfennig! Man denke! Blindenbeschäftigung, meine ich, gehört nicht in eine Heimarbeit-Ausstellung.

Ueber die hausindustrielle Schuhmacherei war eine Beschreibung nicht gegeben. Man hörte da und dort bezweifeln, daß das ausgestellte elegante

Schuhzeug überhaupt aus der Hausindustrie stamme. Sicher ist, daß der Schuhbazar nicht typische Erzeugnisse der Heimarbeit, sondern seltener angefertigte Spezialartikel zeigte, die nur von besonders geübten und geschickten Arbeitern hergestellt werden können. Von den vierzig Etiketten dieser Abteilung waren nur neun durch die Kommission nachgeprüft; die andere: nicht.

„Fast alle ermittelten Heimarbeiterinnen waren fränklich, was größten Theiles jedoch auf persönliche Veranlagung und schlechte Wohnungsverhältnisse zurückzuführen ist. Ueberall wurde die Arbeit in Räumen ausgeführt, die auch zum Wohnen und Schlafen dienen und meist sehr eng waren.“ So sagt die Referentin über die Anfertigung von Christbaumschmuck; und glaubt, die Heimarbeit durch ihr seltsames „jedoch“ hygienisch entlastet zu haben.

Die Beschreibung der Cigarrenmacherei sagt allgemein, daß die Cigarrenmacherei sich in gleicher Weise für die hausindustrielle wie für die fabrikmäßige Ausübung eigne. Dies ist unrichtig. Die Beschreibung sagt ferner, daß die hausindustrielle Herstellung von Cigarren „aus der ursprünglich als alleinige Arbeitsform in Deutschland eingeführten Werkstattarbeit hervorgegangen sei“. Dies ist auch nicht richtig. Die hausindustrielle Herstellung der Cigarren ist aus der Fabrikarbeit hervorgegangen.

„Als eine Wohlfahrteinrichtung zur Unterstützung bedürftiger Arbeiterinnen ist das Sädesliden in Heimarbeit bei einer Fabrik in Worms und einem Cementwerk in Amöneberg aufzufassen.“ Und als Parallele hierzu: „Die Sädeslidenerei ist der Gesundheit nichts weniger als zuträglich; denn der Staub von Mehl, Kleie, Farbe, Kohle und so weiter wird eingeathmet, ruft leicht Hustenreiz hervor und greift unter Umständen die Lunge an. So klagte denn auch ein großer Theil der Sädeslidenereinen mehr oder weniger über Hustenreiz und Brustschmerzen. Es arbeiten 60 Prozent in der Küche, 25 Prozent in der Wohnstube und 15 Prozent im Hausflur.“ Eine sozialwissenschaftliche Leistung! „Der Gesundheitszustand der Gürtelnäherinnen zeigte viel Nervosität, Blutarmuth und Verdauungskrankheiten.“ Das ist klipp und klar gesagt. Dagegen wagt der Referent für die Herstellung von Papierfächern nicht, „das Herumschweben der nicht fest am Papier haftenden giftigen Farbstoffe“ gesundheitschädlich zu nennen; er sagt nur, daß es ihm als gesundheitschädlich angegeben worden sei.

Diese Stichproben geben so handgreifliche Beispiele von Ungeprüftem und Unkritischem in der frankfurter Heimarbeit-Ausstellung, daß der Zweifel wohl gerechtfertigt erscheint, ob der eingeschlagene Weg auch wirklich der richtige gewesen sein mag. Man stelle der langen Zeit, die für die Vorbereitung der Ausstellung verfügbar war, und dem erstaunlichen Apparat von Ausschüssen das im Vorwort zu den „Kleinen Beschreibungen“ abgelegte Bekenntniß gegenüber, daß es sich „aus Mangel an Zeit und Hilfskräften nicht immer erreichen“

ließ, „daß jede Thatsache, die nun auf den ‚Etiketten‘ oder in den ‚Beschreibungen‘ veröffentlicht wird, gemeinsam geprüft und festgestellt wurde“. Für diesen Gedankengang kann ich auch bei tiefstem Nachsinnen kein Verständnis finden; als unbedingte Voraussetzung muß doch gelten, daß die Fachauschüsse dem wissenschaftlichen Ausschuss nur solches Material abliefern, daß sie, die Fachauschüsse, an Ort und Stelle erhoben und geprüft hatten und für das sie, wie auch das Vorwort sagt, die volle Verantwortung tragen. Eine „gemeinsame“ Prüfung der symptomlogischen Aufnahmen, eine höchst schwerfällige und bei entsprechender Besetzung der Fachauschüsse unnötige Aktion, gehörte nicht zu den Aufgaben des Wissenschaftlichen Ausschusses, der für die Leitung der wissenschaftlichen Arbeit, die Sammlung und Sichtung des Materials, die Feststellung der Richtlinien für die Untersuchungen, die Vereinfachung der Arbeiten zu sorgen hatte, nicht aber für die Erhebungsgeschäfte.

Die Ausstellungsleitung hat offenbar die (durch Heranziehung der Arbeitgeber wesentlich vergrößerten) Schwierigkeiten des Unternehmens beträchtlich unterschätzt und insbesondere waren nicht alle Leiter der Fachauschüsse ihren Aufgaben völlig gewachsen. Man hat sich die Ausschöpfung der Heimarbeitprobleme, den Verkehr mit den Heimarbeitern und den Arbeitgebern viel zu leicht gedacht. Man hat geglaubt, durch Instruktionen und durch Aufforderung zum Studium von Heimarbeitliteratur den Fachauschüssen einen Ersatz bieten zu können für Schulung und Erfahrung, die ihnen fehlte. Die Zersplitterung in so viele Fachauschüsse, deren Erhebungen (den eng begrenzten Aufträgen entsprechend), kaum begonnen, auch schon wieder beendet waren, konnte nicht zum notwendigen Einleben in die Heimarbeit führen; und in einem Stadium, da der Fachmann sich bekennen muß, daß er noch in den an Irrthum so reichen Anfängen der Rezeption stehe, wurden hier schon Urtheile gefällt und Berichte geschrieben. Daß dieser Weg nicht zu einem Erfolg führen konnte, ist klar. Auch das Vorwort verschweigt dem aufmerksamen Leser diese Erkenntnis nicht. Mit vier bis sechs strebsamen Jüngern der Volkswirtschaft, denen man Zeit und Gelegenheit gegeben hätte, sich in die Hausindustrie des erfassten Gebietes zu vertiefen, hätte man etwas ganz Anderes leisten können als mit den vielen Fachauschüssen, deren Leiter, meist Dilettanten (nicht im goethischen Sinn des Wortes), die hart im Raum sich drängenden Sachen und die weit auseinanderwohnenden Gedanken nicht immer unter den Gesichtspunkt der Einheit zu bringen vermochten.

Für die Thätigkeit des Wissenschaftlichen Ausschusses scheint es an einer zusammenfassenden, kritischen und, wenn nöthig, rückfahrlösen Initiative gefehlt zu haben. Eine erhebliche Anzahl von Etiketten mußte zur Vervollständigung oder Berichtigung zurückgegeben werden. Manche „kleinen Beschreibungen“ bedurften dringend wissenschaftlicher Neuredaktion. Kein Gegenstand durfte

ausgestellt werden, für dessen Herstellung nur Angaben der Arbeitgeber vorlagen. Kein Gegenstand durfte in die Ausstellung kommen, dessen Verfertiger oder Bearbeiter nach Namen und Adresse der Ausstellungsleitung nicht bekannt war und nicht ausdrücklich seine Zustimmung zum Inhalt der Etiketten gegeben hatte oder dessen Etikette mit dem Inhalt der „Kleinen Beschreibungen“ nicht im Einklang stand. Kein für die Ausstellung besonders angefertigter Gegenstand durfte Aufnahme finden, wenn nicht nachgewiesen war, daß sich die Arbeit genau unter den sonst üblichen Umständen vollzogen habe und daß Arbeitszeit, Arbeitslohn und Arbeitsqualität von dem sonst Ueblichen nicht abweichen. Bei jeder im sweating-system hergestellten Arbeit mußte neben dem Stücklohnsatz des Heimarbeiters auch der des Zwischenmeisters angegeben werden. Seltene und besonders gut bezahlte Arbeiten und Ausnahmereistungen gewandter Personen mußten eben so wie das Gegentheil (zum Beispiel: Blindenarbeit) vom typischen Hauptinhalt der Sammlung völlig abgefordert werden. Noch manches Andere mußte gethan, noch manches Andere unterlassen werden.

Und die Verkaufspreise der ausgestellten Gegenstände? Die Ausstellungsleitung hat sich der Illusion hingegeben, sie werde durch die Mitwirkung der Arbeitgeber diese Verkaufspreise erfahren und auf den Etiketten anbringen können. Welcher Erfolg wäre es gewesen, wenn die frankfurter Ausstellung eine Frage beantwortet hätte, die in der berliner Ausstellung so oft vergebens gestellt worden war! Aber die Ziffer 13 der Etiketten, „Verkaufspreis des Gegenstandes“, blieb unausgefüllt. Daß die Arbeitgeber versagten, war zu erwarten. Und sie versagten. Vielleicht hat man sie nach den ersten Ablehnungen auch gar nicht mehr befragt. Niemand kann ihnen übel nehmen, daß sie ihre intimsten Geschäftsgeheimnisse der Konkurrenz, der Öffentlichkeit und der Wissenschaft nicht preisgaben, nicht mit eigenen Händen die Fackel hielten, die in die lezten Winkel ihrer „Finanzgebarung“ hineinklachten sollte. Der Verkaufspreis hat übrigens nur Rechnungswert, wenn neben dem Stücklohnsatz auch der Materialpreis dargestellt wird.

Mit stählernem Steven hat die gewerkschaftliche Heimarbeit-Ausstellung von 1906 Eisbende und altes Packis durchbrochen und eine Fahrtrinne freigelegt. Diese Fahrtrinne zu verbreitern, wäre die lohnende Aufgabe einer zweiten Ausstellung gewesen. Doch die „Frankfurt“ begnügte sich damit, im Zielwasser der „Berlin“ dahinzuziehen, buntbewirpelt und aus siebenzig Stückpforten salutiren). Sicher werden nach Beendigung der Fahrt die heute noch in der Kajüte verschlossenen „Monographien“ und die Bereicherung ans Land setzen, die auf dem Promenadenweg der Ausstellung nicht zu gewinnen war. Dann wird Jeder, der die ehrliebe und opferwillige Arbeit der frankfurter Ausstellung schätzt, auch freudig einen Erfolg rühmen können.

Karlruhe.

Ober-Reg.-Rath Dr. Karl Wittmann.

Zanga.*)

Ich bin heute fünfundsechzig Jahre alt, aber niemals habe ich bereut, lebzig geblieben zu sein; niemals, sage ich, und ich weiß, was ich sage. Ich habe mich meinen Pflichten als Mensch und Staatsbürger entzogen? Wer wagt, Das zu behaupten? Wer dürfte so unverschämt und ohne Verstand sprechen? Ich bin vierzig Jahre lang Richter gewesen, mein Herr! Habe ich nicht mein ganzes Leben der Gesellschaft gewidmet, Tag um Tag, und wie oft schlaflose Nächte? Da kommt nun so Einer und redet daher. Als ob jemals Einer eine Frau genommen hätte, um seinen Pflichten als Mensch und Staatsbürger nachzukommen! Den Teufel auch! Zu seinem Vergnügen hat er sie genommen. Das versteht sich am Rande. Ich aber meine, das Leben ist kein Vergnügungsetablisement und nichts ist dümmere als die Ausrede von der gewissen Würde als ein Vater und Papa. Dann wieder heißt es: Das Leben ist so interessant. So? Es ist wirklich zum Lachen. Also interessant, das Leben? Ich möchte gern wissen, was der Mensch, der Dies sagt, eigentlich dabei denkt. Mein Verehrtester, wenn man mit dem Ding einige Zeit sich befaßt hat, dann hört es auf, interessant zu sein; aber wie! Als ob es eigens den Romansublern vorgespielt würde; Verzeihung, ich glaube, Sie sind ja auch so Etwas; nein, nein, es wird Niemandem vorgespielt, daß er sich ansieht und dann Bravo dazu sagt; es ist eine verdammt betrübliche Angelegenheit. Jener aber versteht unter Leben natürlich die Frauen oder wenigstens das Heirathen. Und wenn Sie ihm härter an den Leib gehen, wird er Ihnen bekennen: Interessant? Interessant sind natürlich die Frauen; oder ist wenigstens die Heirath. So ein armer Karpsen! Das Leben erscheint nur Dem interessant, der nicht mißspielt. Fragen Sie Einen, der am Ertrinken war oder bei einem Eisenbahnunglück davon gekommen ist, ob es interessant war. Und wer von uns war noch nie in seinem Leben am Ertrinken? Immer wieder steigt morgens die Sonne schön aus dem Gewölke und wir hoffen immer wieder: dieser neue Tag wird es sein, der wird es bringen; nein, mein Verehrtester, auch der ist es nicht, der wieder nicht, aber für uns Narren ist das optische Phänomen hinreichend, neue Hoffnung zu schöpfen, und auch den Nachfahren wird es genügen, um dieser Fropperei weiter zuzusehen. Glauben Sie aber nicht, daß ich deshalb ein Kostverächter bin und über dem Sündenpfehl die Hände zusammenschlage.

Nichts Dümmeres als die Unschuld. Sie rührt mich ganz und gar nicht; wie ein Teig, der noch nicht gebacken ist, mich ganz kalt läßt. Der Mensch muß

*) Zu den Glücksgünstlingen gehört der Brünner Philipp Langmann nicht. Einmal nur, mit dem dorb gegimmerten Volksstück „Bartel Zuraser“, hat er der Menge Beifall gefunden. Einmal, mit dem Lustspiel „Die vier Gewinner“, die Zustimmung der Feineren. Ost wurden dem schladigen Talent, das nie ganz frei werden zu können schien, Enttäuschungen beschert. Noch darf man hoffen, daß der Wäher mit seinem robusten Sinn für kräftige Bühnenwirkung sich das Theater erobern wird. Einstweilen sucht er sich in epischer Darstellung zu läutern; das allzu Theatralische loszuwerden. In dem Novellenband „Wirkung der Frau“ (der bei Georg Müller in München erscheint und die hier gedruckte Skizze bringt) spricht ein ernster, auf innere Souveränität haltender Künstler, der sich redlich müht, Empfundenes und Gesehenes zu gestalten.

durch die Sünde, wenn er zur Erkenntniß bringen, er muß durch die Osenhüte seiner Laster, Begierden, Leidenschaften, wenn er gar werden soll, reif und würdig, den Schleier der Raja zu heben. Das widerspricht der Thatfache nicht, daß wir an den Thieren Freude haben. Wir erfreuen uns nicht ihrer Unschuld, nicht ihrer Offenheit, sondern das Thun der Thiere erfreut uns nur insofern, als es eine Beziehung auf unser Thun hat. Darum eben erfreut uns der Hund am Weifen, weil wir bei ihm ein Verständniß unserer Thätigkeit voraussetzen, darum die Bienen, weil sie uns einen Staat zeigen, die Ameisen, weil sie arbeiten; den unschuldigen Raikäfer getreten wir und der elken Kröte weichen wir aus.

Ich kannte einen Hund, eine Dadeline (ihr Name ist mir entfallen), über die ich oft nachgedacht habe. Sie war nicht unschuldig, keineswegs, aber sie mischte sich in Alles; die geheimsten Sorgenregungen wußte sie herauszuschmeffeln; ein eigenfönniges, launenhaftes Geschöpf; unbrauchbar, unzuverlässig (ich glaube, zehn Einbrecher wären von ihr unbehelligt geblieben; sie hätte nur geschmunzelt); aber sie wußte ihre Beziehungen zu den Menschen zu pflegen, hersehete, vermittelte; kurz; lasterhaft; aber sie war sehr beliebt. Niemand hätte ein biederer, ehrenhafter Bull-dogg so viel Achtung genossen. Da sehen Sie abermals; wie es zugeht. Diese ver-schämigte Dadeline also besaß ein Herr, ein junger Mann (die Geschichte ist zwanzig Jahre her), tüchtiger Jurist übrigens, der mir zur Ausshilfe beigegeben worden war. Ich gewann ihn lieb.

Ein recht netter, zuthunlicher Mensch, eifrig im Dienst, hübsch gewachsen, hatte auch das selbe Band getragen wie ich dazumal. Der brachte das Thier mit. Wie sich machte, weiß ich nicht, kümmerte mich auch nicht weiter darum. Er schenkte die Hündin einer Dame seiner Bekanntschaft; auch meiner: es war die Frau meines Freundes, der heute schon lange tot ist. Schließlich hatte ich nicht darein-zureden; er konnte mit ihr machen, was ihm gefiel. Sie war sein Eigenthum und er schenkte sie weg. Zwei Jahre war Dr. Grumpach in meinem Bureau und ich hatte nicht den geringsten Anlaß, mit ihm unzufrieden zu sein.

Eines Tages aber erhielt ich einen Besuch. Der Schwager der Dame, der Bruder meines verstorbenen Freundes, kam zu mir in den Vierten Stock herauf-geklettert; er habe mir eine Bitte vorzutragen.

„O bitte, sprechen Sie nur von der Leber weg; was ich thun kann, soll gern geschehen. Ich kenne Sie. Sie sind mir auch als Bruder meines lieben Nimming werth.“

„Um Nimming eben geht es. Er hat eine Frau.“

Ach, dachte ich, dann wird es interessant. „Ist Das nicht die Dame, die eine wunderhübsche kleine Dachshündin hat?“

„Ja.“

„Sie hat das Thier von einem unserer Beamten bekommen, vom Dr. Grumpach.“

„Ja; und eben um Dr. Grumpach geht es.“

Ich war zuerst sprachlos. „Fängt Der es so an! Ich hätte doch von diesem ausländigen Menschen Alles eher vermuthet als Das. Macht Der solche Geschichten! Ich hatte, mein Wort darauf, nicht eine Ahnung. Armer Nimming. Ja . . . also . . . sagen Sie mir doch nur; wozu erfahre ich denn diese schreckliche Geschichte? Was soll ich denn da thun?“

„Verzeihen Sie: ich als Bruder kann wohl nicht eingreifen. Und doch muß dieses skandalöse Verhältniß aufhören. Es geht nicht weiter, es darf nicht weiter gehen, wenn mein armer Bruder nicht zum Gespött werden soll. Und seine Progris, bedenken Sie, seine Progris!“

„Aberdings, die Progris!“

„Da dachte ich so hin und her und her und hin; und endlich faßte ich mir ein Herz, auf Betreiben meiner Frau, und trage Ihnen die Bitte vor, Herrn Doktor Grumpach doch ins Gewissen zu reden.“

„Um Gottes willen!“

„Leisten Sie Ihrem Freunde den Dienst. Sie haben über diesen Herrn die nöthige Autorität. Sie alle Drei sind auch sonst verbunden. Ein ernstes Wort kann auf die Folgen hinweisen, die Sache zum Stillstand bringen, Alles gut machen. Ich bitte Sie im Namen der Familie, die unangenehme Affaire anzugreifen. Schließlich riskiren Sie nicht viel, wenn sie Herrn Grumpach am Ehrenpunkt fassen, ihm das Schändliche vor Augen halten und ihn von einer Beziehung lösen, die nicht nur für meine Schwägerin, sondern auch für ihn selber verhängnißvoll werden wird.“

Versehen Sie sich nun in meine Lage! Zimmer war ich dem Leben klug als gewichen, dem interessanten, und sollte nun mit ihm persönlich und handgemein werden. Ich schätzte mir die Kermel so hoch, wie ich konnte. Doch hatte ich viel tiefen Verdruß in mir zu überwinden. Weder war ich Mimings Vormund noch Grumpachs Vater, konnte also nicht die Verpflichtung fühlen, ihr privates Leben zu beeinflussen; ein Freund und Vorgesetzter kann aber bei Geschäften, die ihn nichts angehen, böse anlaufen. Hinwider war es mir nicht möglich, das Mandat der Familie einfach abzulehnen. Mandat der Familie: ich fühlte mich sehr gehoben und trug die neue Würde mit Stolz, mit Genugthuung, aber auch mit Schadenfreude (so böse kann ein Junggeheile sein) und schließlich tief zerknirscht. Ich sah die Frau zufällig auf der Straße; sie ging auf der anderen Seite und die Hündin (richtig: Janga hieß die Bestie) schritt erhobenen Kopfes und mit wadelndem Behang, die Ruthe wagerecht, stolz ihr voran.

Eine liebe Frau. Feines Gesicht, zierliche Erscheinung, vollständig geeignet, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Es fiel mir auf die Seele und ich fühlte ganz mein frevelndes Beginnen. Wenn sie wüßte, daß haben ein Bösewicht in seiner schwarzen Seele darauf sinnt, ihr den Liebsten wegzunehmen! Wai Teufel! Zu welchen Schlechtigkeiten giebst Du Dich her? Laß die Brute froh sein auf eigene Rechnung, Mensch und Griesgram, und zerschre nicht, was Schönes das Leben giebt! Was gehts Dich an? Liebt es so viel in der Welt, daß Du so, mir nichts, Dir nichts, hingehen dürftest und wüthen mit Brand und Schwert?

Fast hätte ich es aufgegeben. Doch wir Menschen sind Pech, durchaus, und auch einer mit guten Vorjäten ist gemein. Am selben Tag fiel es Grumpach ein, das Bureau um eine Stunde früher zu verlassen. Vielleicht hatte er ein Geschäft oder er war an dem Tag ungeduldig; er machte bald Schluß und wollte fort. Das wurmte mich. Man ist nicht ungestraft ein Vierteljahrhundert lang Beamter. Man wird kleinlich, ärgerlich: „Erlauben Sie, Herr Doktor, auf ein Wort.“

„Bitte“, sagte er zuvorkommend, „Bitte!“

Und nun legte ich los. „Wissen Sie, mein Herr, was Tugend ist? Eine große Sache, meine ich. Und die Familie? Die etwa nicht? Der härteste Pfeiler

des Staates, eine ungeheure Nothwendigkeit, darum heilig, jawohl: ein Heiligtum! Dann die Ehre. Was halten Sie von der, Herr Doktor! Jetzt aber erst der Ehebruch! Das wagen Sie? Mein Grundgütiger, Sie? Das?!" Dann fing ich von der Freundschaft an, flocht geschickt Etwas von Betrug ein, ließ ein Wort von Verbrechen fallen und schließlich sagte ich kalt: Ehebrecher! Hierauf fing ich wieder von vorn an, noch einmal von der Ehre, wieder die Familie, die Tugend; eine ganze lange Stunde, bis mir der Athem ausging, redete ich so allerlei großmächtige Worte daher und warf nur so herum mit Vorwürfen, Anklagen, Drohungen, bis ich mich vor mir selber ordentlich in die tiefste Wurzel meines Gewissens hinein schämte. Aber je mehr ich mich schämte, desto eifriger sprach ich, und je länger ich sprach, desto demüthiger, stiller und betrübter wurde der arme Mensch. Schließlich weinten wir gemeinsam; zum Erbarmen. Es war kein Spaß. Und ein Glück dabei, daß uns keine Weiber sahen. Die hätten sich eine Haut voll gelacht.

Um die Sache kurz zu machen: er ging in sich, schrieb einen langen, langen Brief und kam um seine Vergebung ein. Das eben war meine Absicht gewesen. Einmal fort, fünfzig Meilen weit; dann geht die Uhr wieder richtig und Kriming hat seine Frau wieder allein.

Ja, diese verdamnte Dackelne! Ein merkwürdiges Individuum von einem Thier, muß ich bekennen. Ist mir noch nicht vorgekommen! Diese Händin . . . Aber da fällt mir Etwas ein. Es ist ein Aberglaube von uns, wenn wir meinen, daß nur wir einen bewußten Willen haben; auch das Thier, auch die Dinge wollen mehr oder weniger oder ganz unbewußt. Denken Sie nach: gewisse Gegenstände verlieren Sie nie, andere behalten Sie unter gar keinen Umständen längere Zeit im Eigenthum. „Sie gehen verloren“: so lautet die Lebensart. Die schlechte, abgenützte Börse bleibt Ihnen treu, die neue, schöne ist nach vier Tagen spurlos verschwunden; die alte Taschenuhr aus Knabentagen, mit der man sich den lieben langen Tag ärgert, geht doch, sie geht immer wieder, man giebt ihr mit dem Federmesser einige Stiche, klopft mit ihr auf den Tisch; und gut; die neue aber geht gar nie. Es giebt Hücher, die kann man dreißigmal wegborgen; sie kommen wieder; andere nicht. Es giebt Federn, die immer besser werden, je länger sie schreiben; dann wieder findet man Wochen lang keine gute. Haben Sie nie ein Möbel gehabt, das es gut mit Ihnen meinte? Ich besitze einen Lehnstuhl, dessen linker Vorderfuß immer mit Geräusch herausfällt, wenn ein Hämmischer, ein Laurer in meine Stube tritt. Oft erprobt, vielfach experimentell nachgewiesen! Seien Sie überzeugt: was Ihnen je gestohlen wurde, Das wollte Ihnen gestohlen werden; „es ging verloren“. Das ist höchst merkwürdig.

Nicht lange, vierzehn Tage etwa nach jenem Ereigniß, an einem Mittwoch, saßen wir über unsern Alten, als es klopfte. Herein! Niemand kam, aber das Klopfen wurde lebhafter. Dr. Grumpach öffnete die Thür. Denken Sie nun: Janga lag vor der Schwelle, sah Grumpach fragend an und schlug mit der Ruthe freudig bewegt auf die Bretter, daß es nur so schallte. Grumpach schloß rasch die Thür und that, als verstehe er nichts. Schließlich wäre nichts daran gelegen; doch, unglaublich, aber wahr: abermals Mittwoch, wir dachten nicht mehr daran (oder vielmehr: ich dachte nicht daran, da ich billig nicht für Grumpach sprechen mag), also da klopfte es wieder. Janga lag vor der Thür und sah Doktor Grumpach fragend an und mit so sprechendem Ausdruck, mit so viel Verstand, mit so viel Wang im

Blick und so viel Beredsamkeit in der Bewegung. Ich sah nach Grumpach; er setzte sich an die Arbeit. Janga war offenbar damit nicht einverstanden.

So ging es Monate lang; endlich bekam die Hübsin einen ausgiebigen Tritt. Sie mußte nicht und schlich heim. Aber Grumpach war sehr erregt, ganz schrecklich roth im Gesicht, zitterte und konnte sich lange nicht fassen. Auch ich nicht. Es war eben nicht anders möglich gewesen. Wenn es nur um uns gegangen wäre, unferretwegen hätte Janga jeden Mittwoch kommen mögen, sie hätte immer ihr Stück Zucker gefunden oder ein Würstchen, oder was immer der Tag beschert; aber es wußten ja auch Damen von der Geschichte. Denken Sie, wenn ihnen Jangas Erinnerungen bekannt geworden wären: welches Volksfest für die Stadt! So bekam Janga einen Tritt in die Weichen und es aus. Sie kam nicht mehr.

Das Gesuch um Verzeihung wurde . . . weisend beschieden. Grumpach blieb. Und als ich die schöne Frau Mimings wied. einmal sah, tänzelte die Dadeline nicht mehr wie einst vor ihr einher, sondern so, wie ihr sehr geschäftsmäßig, offenbar von häuslichen Sorgen in Anspruch genommen, und sah weder nach rechts noch nach links, sondern einfach geradeaus.

Bemerken Sie nur, wie zuthunlich ein Thier ist, das gut behandelt wird; wie dankbar glücklich es für eine Liebkosung seines Herrn ist. Halten Sie es unererschütterlich fest und lassen Sie sich von keinem Kutscher, keinem Wärter, keinem Träger auch nur im Geringsten in der Ueberzeugung wankend machen, daß ein Thier nie und unter gar keinen Umständen weiß, warum es geschlagen wird. Nie und unter keinen Umständen! Hat denn jemals ein Mensch gewußt, warum er unglücklich ist? Fällt das Unglück nicht über ihn her wie ein Räuber aus jenem dunklen Schicksalswald, der uns umgiebt, ist nicht Jeder von uns ein Opfer zufälliger Grausamkeit, unermüßiger Töde? Also! Des Thieres Unglück ist das Uebelwollen seines Herrn; es ahnt nicht, warum es leiden muß. Es leidet stumm wie wir. Kein Schlag hat je ein Thier getroffen, der gerecht war, aber tausendfach hat der Herr in seinem Inneren sich zugehauen, daß sein Thier klüger war als er, wie das Kind oft klüger ist als die Eltern.

Nun, glauben Sie, ist es wohl aus? Nein. Janga ruhte nicht. Ein Femininum, Herr, ein Femininum: Das sagt genug. Sie war mit dem Lauf der Dinge nicht einverstanden. Mein lieber Miming war für die Ehe nicht geschaffen; ein Tourist und Vergesslicher ohnegleichen, ein tiefer, inniger Charakter. Er hätte es sollen bleiben lassen; nicht sich und seine Frau unglücklich machen. Sie liebte die offenen, heiteren Menschen, besser lustig und flach als tief und lieberswerth. Miming ertrug im ewigen Eis. Jamohl. Er hatte sich in den Tauern vergangen, war von Nacht und Graus überfallen worden und starb dort, wo er am Liebsten gelebt hatte: in der dünnen Luft. Einige Zeit, nachdem sie ihn begraben hatten, klopfte Janga wieder an.

Ich und Grumpach, wir saßen einander ins Auge und schwiegen lange. Die Thür war weit geöffnet, die Hübsin lag davor, hatte den Kopf demüthig gesenkt und wedelte. Herr, machen Sie sich selber einen Reim darauf.

Aber Grumpach rief sie an, nahm sie auf den Schoß . . . oh!

„Lebt sie noch? Die Dadeline?“

Nein, sie ist gestorben oder, um mich so auszudrücken, wie es bei Thieren üblich ist, verendet. Grumpach und seine Frau haben ihr ein hübsches Denkmal gesetzt.

Anzeigen.

Karl Henkefer. Geschichte einer Jugend von Karl Bottromäus Heinrich. Albert Langen, München.

Wieder die Geschichte eines jungen Herzens. Eine harte Jugend diesmal, die aus Armuth und Demuth emporkwächst, die leicht sein will, nicht arm und nicht demüthig. Sein Geist ist sein Recht, seine Ehrlichkeit die Waffe. Schüchtern tritt er in die Welt, will nicht mehr als die Andern. Fromm und tapfer, streng gegen sich selbst, nachsichtig gegen die Andern; und er hat das Leben lieb. Schluchzend muß er sich bescheiden; doch er bändigt das Schicksal, ob er ihm auch unterliegt. Er wird ein Mensch seiner Klasse bleiben, aber seine Klasse wird durch ihn gehoben werden. Er wird sich eine Welt bauen, seine Welt: denn der Kampf hat ihm Sicherheit und Stärke gegeben. Er wird die Andern zu sich zwingen. Es wird eine Lust und ein Glück sein, mit ihm zu leben. Dieses ganz unliterarische Buch ist auch ganz anspruchslos und ganz menschlich. Ein gütiger Mensch öffnet sein reines, reiches Herz; aus Leid und Enge entblühen tausend verschwiegene Schönheiten. Alles verwandelt sich in Blumen, was diese kindlichen, ehrfürchtigen Hände berühren. Das Kleinste wird ihm groß, das Größte klein. Seine Augen sind weiter als unsere und seine Seele fand die Flügel, die wir nicht fanden. Wir stehen beschaunt vor dem Reichthum dieses Armen.

München.

Maximilian Brantl.

Ignis Ardens. Von Matteo Pierotti. Pius X. und der päpstliche Hof. Deutsch von Maria Textor. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand, Berlin.

Ein Buch, das man nicht selbst verfaßt, sondern nur nachempfunden und übertragen hat, darf man loben. Besäße das Buch nicht Qualitäten, die man als hoch zu schätzende erkannt hat, so hätte man es nicht auf dem ohnehin überdollen deutschen Büchermarkt geworfen. So ist mirs mit dem Werk gegangen, das unter der Flagge einer alten, auf Pius den Zehnten weisenden Prophezeiung („Ignis Ardens“) in die Welt gesegelt ist und das ich zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum des Papstes den deutschen Lesern anbot. Nicht nur den Katholiken, sondern Allen, die hinter einem est gehörten Namen eine Persönlichkeit sehen möchten. Die Persönlichkeit, die im Mittelpunkt dieses Buches steht, wird Jeder gern betrachten und Alles, was an Menschen und Vorgängen sich um sie gruppirt, wird er als miterlebt empfinden; denn das Buch ist mit der packenden Anschaulichkeit eines Südländers geschrieben, der in sonst schwer zugängliche Regionen hineinschauen durfte.

Maria Textor.

Was will unsere Zeit von der deutschen Studentenschaft? Gustav Fischer in Jena. 50 Pfennige.

Die Schrift ist eine Ausführung der folgenden vier Zeitsätze: 1. Die in Deutschland hergebrachte Auffassung des studentischen Lebens erscheint rückständig angesichts der Gaben und Forderungen unserer Zeit. 2. Sie ist also nicht der Boden, woraus heute noch eine Führerschaft für unser Volk erwachsen könnte. Sie hindert daher die akademisch Gebildeten, in unserer Entwicklung die führende Stel-

lung einzunehmen, die ihnen sonst gebühren würde. 3. Soll diese Stellung wiedergewonnen werden, so bedarf die Auffassung des studentischen Lebens einer gründlichen Erneuerung. 4. Die Probe dafür, ob eine solche Erneuerung möglich ist, liefert das Verhältniß der deutschen Studentenschaft zur Alkoholverfrage.

Hamburg.

Amst.richter Dr. Hermann W. Popert.

Gedichte. Von Stephan Ronay. Hamburg, bei Alfred Janssen.

Eines katholischen Priesters Gedichte wird man immer mit einer wunderlichen Empfindung in die Hand nehmen. Steht katholische Belletristik ohnehin nicht in besonderem Ansehen, so muß man wohl besonders vorsichtig sein, wenn es sich gar um das Buch eines Priesters handelt. Der wird wohl die Welt verfluchen und nichts Anderes singen als Lobhymnen auf seine Kirche. Bei Stephan Ronay, dem 1893 gestorbenen katholischen Priester, Kanonikus und Pfarrer, ist's fast umgekehrt. Mit glühender Sehnsucht hat dieser leidenschaftliche, hochbegabte Mann in die Welt hineingesehen, die ihm, dem Priester, in ihren leyten und höchsten Schönheiten immer ein verschlossener, verbotener Garten bleiben mußte. Als schweres Joch lagen die Pflichten des Standes auf ihm, dieses Standes, der ihn von dem heißersehnten Glück des Familienlebens, des Glückes mit Weib und Kind ausschloß. Man darf, wenn man nach seinem Buch greift, nicht nur schöne Gedichte lesen wollen. Pyrisches Neuland hat er nicht entdeckt, auch neue Formen hat er nicht geschaffen. Aber in die alten Formen hat er den ganzen Inhalt seines heißen, nach Liebe dürstenden Herzens gegossen und mit diesen Versen legt er die Brüche seines verfluchten, unglücklichen Lebens ab.

Hamburg.

Hanns Fuchs.

Ein Sieger. Verlag Kontinent. Berlin W. 50.

Der Konflikt ist nicht neu. Hier die Reinheit des Lebens und Schaffens, der mühsame Aufstieg auf steinigem Pfad zum leuchtenden Ziel künstlerischer Betätigungsmöglichkeit. Dort müheloser Glanz und Ruhm, Gold und Liebe, ein gleißendes Blühen auf sumpfigem Boden. Ich bin nicht der Erste, der einen jungen Künstler in diesen Widerstreit hineingestellt hat. Aber ich sah die Lebenskreise, die ich schilderte, ohne den zärtlichen Schleier theilnehmender Sentimentalität. Mir kam darauf an, zu zeigen, wie ein im Grunde guter Charakter durch die Schwäche seines eigenen Selbstertrauens und durch die Reize einer verliebten Frau in die Gemeinschaft der Alzklugen gezerzt wird. Daneben wollte ich gewissen Kreisen des berliner Thiergartenviertels einen Spiegel vorhalten, in dem sie ihr Bild erblickten. Und vor Allem wollte ich mir mit Ekel Gezeichnetes, in Bitternissen Ueberwundenes von der Seele schreiben. Daraus ergab sich mir der wahrhaftige Ton der Darstellung und der Milieuschilderung. Mag sein, daß die glührothe Welle von Sinnlichkeit, die durch das Buch tropft, Manchem allzu wenig geheimer erscheint. Wenn ich den Dirnentyp des Weibes schildern will, kann ich nicht Bilderbogen für Mädchenschulen daraus zu machen versuchen. Freilich: wir sind so überkultiviert, daß wir höchstens noch hübsch verguckerte Pöten vertragen, vor der brutalen, nackten Erotik des Lebens aber grausend zurückbeben. Mir schien es nöthig, auch diesen Dingen einmal ruhig, mit leichter Ironie, ins Auge zu sehen. Erich Röhrer.

Politische Plaudereien. Virgil-Verlag, Charlottenburg-Berlin. 1 1/2 Mark.

Das Genre des politischen Feuilletons hat in Deutschland noch eine Mission: unsere bestgebildeten Kreise der politischen Indifferenz zu entreißen. Viele ästhetisch empfindende Deutsche, besonders die Frauen, glauben noch immer, Politik sei entweder roth oder lebern. In dieser irrigen Auffassung liegt eine Gefahr für Deutschland. Wir müssen ein durch und durch politisches Volk werden. Das fordert die Noth der Zeit. Und zur Anregung des politischen Interesses hoffe ich durch eine Darstellungsweise beizutragen, die versucht, leicht, doch nicht leicht zu sein.

Eduard Wolbed.

Die Jagd auf Harden. Neuer Biographischer Verlag. Berlin-Schöneberg.

Unmittelbar nach dem Schöffengerichtsprozeß Nolte-Harden schrieb ich diese kleine Brochure. Nach der Verurtheilung Maximilians Harden durch die Vierte Strafkammer des Herrn Lehmann arbeitete ich sie um. Ich änderte sie nach dem münchener Prozeß Harden-Stäbele abermals; und gab ihr nach dem Spruch des Reichsgerichts die letzte Fassung. Herstellungsdauer für drei Druckbogen: November bis Mai. Daß die Druckszirt nicht in einer der früheren Fassungen schon im Winter oder doch im Frühling erschien, lag daran, daß ich dafür keinen Verleger finden konnte. Mehr als ein Duzend deutscher Literaturvermittler lehnte es ab, mein Manuskript auch nur zu lesen; entweder unter Ausflüchten oder mit dem ehrlichen Eingeständniß, man halte die Publikation einer Harden günstigen Schrift nicht für opportun; meist mit der gewiß eben so ausreichenden Begründung, man dürfe seinen Verlagsnamen nicht durch eine Schrift kompromittiren, in der die deutsche Presse nicht gerade geliebt wird. Schließlich fand ich einen Verleger, der meine Arbeit muthig in den Druck gab, in eine provinzstädtische Dissida, deren Inhaber der Charakter eines Postbuchdruckers schmückt. Als dieser Herr nach fünf-wöchigen Bemühungen, das Manuskript, aus dem inzwischen eine revidirte Sagenkorrektur geworden war, von seiner Druckpresse fernzuhalten, doch noch entschlossen erklärt hatte, er könne nicht wagen, meine Brochure herzustellen, besann sich auch der Verleger auf die Rückflüchten, die er dem hardenseindlichen Theil der Presse gegenüber zu nehmen habe; und erst weiteren angestregten Mühen gelang es, einen anderen Verlag und eine Druckerei ausfindig zu machen, die sich von der Furcht frei zeigten, ihre Firmen auf diese gefährliche Brochure drucken zu lassen. Mein Bestreben war, die Angriffe zu entkräften, die seit Jahr und Tag gegen den Herausgeber der „Zukunft“ gerichtet werden, und darzutun, wie Einer, dem es um Kultur zu thun ist, trotz der schroffsten Gegensätzlichkeit der Perspektiven zu einer entschiedenen und unbedingten Anerkennung der Dynamik und der Bedeutung des Mannes kommen muß, der wie kein Zweiter das Objekt des Hasses und der inbrünstigen Abneigung für die um alle Standpunkte gelagerte Masse ist. Meine Erlebnisse bei den Versuchen, die Brochure der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen, meinte ich hier erzählen zu sollen: erstens, weil ich sie für charakteristisch halte als Symptome für die Stimmung der deutschen Zeitgenossen gegen ihren wichtigsten Chronisten und für die heillose Angst aller Geschäftsmacher vor der Presse; dann auch, weil ich um meiner selbst wie um Herrn Hardens willen den Wunsch habe, meine Publikation zur Lecture zu empfehlen.

Wilmersdorf.

Erich Mühsam.

Finanzreformen.

Die Mittel eines Staates sind immer beschränkt. Großartige Reformprogramme zu entwerfen, ist leicht; aber der Horizont einer Finanzverwaltung ist im Allgemeinen sehr eng. Finanzreformen sind nur nach mühevoller Arbeit durchzuführen; ohne Enthaltensamkeit, Ueberlegung und konservative Zähigkeit geht es nicht. Auf keinem anderen Gebiet sind Neuerungen so schwer durchzuführen und auf keinem wirkt ein mißlungenes Experiment so schädlich wie auf dem der Finanzen.“ So sprach (nicht der Schatzsekretär des Deutschen Reiches, sondern) der russische Finanzminister Kozomzow in der Reichsduma. Kozomzow ist ein Mann von Geist, der es mit seiner Aufgabe höflich ernst nimmt. Seridjer als Wjshnegradskij und Bunge und sensibler als Witte. Was er am zweiten Juli vor den Vertretern des russischen Volkes sagte, hätte im Wallothaus den Beifall aller Parteien gefunden. „Der Horizont einer Finanzverwaltung ist im Allgemeinen sehr eng“: das Wort hat einen bösen Doppelsinn, der durch die Erfolge der bisherigen Finanzreformen im Deutschen Reich gewiß nicht entkräftet wird. Ein Vergleich mit Rußland darf uns heute nicht mehr geniren. Wir sind gewöhnt, das Zarenreich als den finanziell schlechtest verwalteten Staat zu betrachten; haben die russische Schuldenwirtschaft als warnendes Exempel hingestellt und täglich auf den russischen Staatsbankerot gewartet. Nun sind wir beinahe so weit, daß auch dem Deutschen Reich die Gant propheszeit wird. Nur über Tag und Stunde ist man noch nicht ganz klar. Aber die fünfte Milliarde Reichsschulden rückt heran und allgemein herrscht das Gefühl: So kann es nicht weiter gehen. Wer wird früher mit der Finanzreform fertig werden: Rußland oder Deutschland? Der russische Staatsetat für 1908 schließt mit einem Defizit von rund 190 Millionen Rubel ab. Die ordentlichen Einnahmen übersteigen die Ausgaben um 83 Millionen Rubel. Der Fehlbetrag ist also auf die außerordentlichen Ausgaben zurückzuführen, die durch die Einlösung kurzfristiger Schatzscheine, durch die Deckung aus dem Krieg rückständiger Posten und durch Ausgaben für den Bau von Eisenbahnen erhöht worden sind. Diesen Fehlbetrag muß die Finanzverwaltung herbeischaffen. Einsteuilen ist eine innere Anleihe (die dritte ihrer Art) aufgenommen worden. Aber auf die Dauer läßt sich das Mittel nicht anwenden, da dem russischen Kapitalmarkt die Aufnahmefähigkeit für größere Summen von Anlagepapieren fehlt. Ohne die Hilfe der Banken und Sparkassen wären Anleihetransaktionen auf dem inländischen Markt nicht möglich. Der Luxus einer Verfassung kostet Geld. Die Volksvertretung will für Kultur sorgen; und es giebt keine theurere Einrichtung.

Der allgemeine Elementarunterricht und die Agrarreform sind die wichtigsten Gegenstände des russischen Kulturprogrammes. Die dafür nötigen Ausgaben können nicht immer aus den ordentlichen Einnahmen gedeckt werden. Das letzte Budget fordert für die Unterstützung der Nothstandsgebiete eine dreimal so hohe Summe wie für Schulzwecke. Das deutet auf den eigentlichen Schwerpunkt der russischen Reform. Die Wirtschaft des Landes muß so verbessert werden, daß Nothstände, die staatliche Hilfe erfordern, nur noch selten vorkommen. Kenner der russischen Verhältnisse behaupten aber, daß der Bauer gar keinen Werth darauf legt, sich zu emanzipiren, weil er mit den Kostenbeiträgen der Regierung auskommen kann. Wozu das Land rationell bebauen, wenn der Staat Einem hilft? Und Rußland kann solche Unterstützungen leisten, weil die dafür aufgewendeten Summen den Staatskassen auf dem Umweg über das Brenn-

weinmonopol wieder zulassen. Wer aber trotzdem an die Möglichkeit glaubt, den russischen Bauernstand zu heben, darf dabei die Gefahr für die Reichsfinanzkraft, für das Nationalvermögen nicht in blindem Eifer vergessen. Durch die Befreiung der Bauern wird der Großgrundbesitz geschädigt. Das wäre hinzunehmen, wenn der Wohlstand danach in die Breite wüchse. Da der russische Finanzminister Selbstsucht und Enthalttsamkeit predigt, ist anzunehmen, daß er zunächst nur die dringendsten Aufgaben erledigen will. Die ober- und unterirdischen Bodenschätze des Zarenreiches müssen nutzbar gemacht werden. Man spricht in Ost und West gern von den mineralischen Reichthümern Rußlands, aber Niemand hat den Muth, sie zu heben. Weite Gebiete müssen erst durch die Eisenbahn erschlossen werden. Die russische Regierung hat im Haushalt für 1908 eine Summe von rund 60 Millionen Rubel für Bahnbauten vorgesehen; damit ist noch nicht viel gethan. Die Hauptleistung erwartet man vom privaten Kapital. Der russische Geldmarkt reicht aber zur Befriedigung der Eisenbahnansprüche noch lange nicht aus. Die Hilfe muß vom Ausland kommen. Die ausländischen Kapitalisten werden Gelegenheit haben, ihre Bereitwilligkeit zur Aufnahme neuer russischer Eisenbahnprioritäten zu zeigen. Seit vielen Jahren haben die russischen Eisenbahngesellschaften vom Ausland nichts mehr gefordert; die Staats Sparkassen aber haben mehrmals große Posten neuer Eisenbahnschuldverschreibungen aufgenommen. Da jetzt die Konzession zu neuen Eisenbahnlinien gewährt worden ist, da ältere Strecken ausgebaut und schon begonnene Tracen fertiggestellt werden sollen, ist für diese großen Aufwendungen mit den Sparkassengeldern nicht mehr zu rechnen. Die zu emittirenden Anleihen müssen den üblichen Weg auf den Kapitalmarkt nehmen. Das ausländische Kapital, das den Eisenbahnen zufließt, fördert zugleich auch die russische Industrie. In der Herstellung von Eisenbahnschienen sind, zum Beispiel, die russischen Werke konkurrenzfähig. Und das Bedenken der russischen Industrie kann, selbst wenn dadurch der Absatz erschwert wird, dem Ausland, dem das Zarenreich so hoch verschuldet ist, nur angenehm sein. Rußland braucht eine gesunde und moderne Wirthschaft. Nur die kann seinen Kredit auf die Dauer stärken.

Die Finanzkraft des Deutschen Reiches ruht in seinem Nationalvermögen von rund 200 Milliarden Mark und in dessen jährlicher Zunahme um beinahe 4 Milliarden. Trotzdem hat sich die Nothwendigkeit ergeben, ein Defizit von 400 bis 500 Millionen Mark und die Gefahr immer neuer Anleihen (weil die Einnahmen die Ausgaben nicht decken) zu beseitigen. Dazu sollen dem Reich neue Geldquellen erschlossen werden. Deutschland ist besser daran als Rußland; es hat viel höheren Kredit und seine Reichthümer sind nicht nur latent, sondern sichtbar und greifbar; auch nutzbar gemacht. Man mußte hundertmal Gehörtes wiederholen, wenn man alle Forderungen des inoffiziellen Finanzreformprogramms wiederholen wollte. Wer zahlt die Steuern, kennt die Namen! Aber so viele es auch waren: keine wurde als wirklich brauchbar bezeichnet. Die politischen Parteien dürfen keine andere Meinung haben als die vom Dogma vorgeschriebene; und da es eben so viele Dogmen wie Parteien giebt, fand kein Reformvorschlag einstimmigen Beifall. Im Herbst erst wird man erfahren, wie der Sanierungsplan schließlich aussehen soll. Bis dahin haben Phantasie und Vertrauen freien Spielraum. Was veräußert wurde, ist nicht mehr nachzuholen: die Heranziehung jeder Generation zu den Leistungen, die ihr nützen. Dieser Grundsatz wurde niemals beachtet. Heute müssen die Steuerverträger für Lasten aufkommen, die aus der Vergangenheit stammen und damals nicht abgetragen

worden sind. Keiner zahlt Schulden für Finen, der ihn nicht angeht. Der Bürger, der die bevorstehende „Hebung der Reichsfinanzen“ erlebt, muß es thun. Das Reich hat sich eine Schuldenlast von 4 Milliarden aufgeladen, weil es niemals bar bezahlt, sondern stets Wechsel auf die Zukunft gezogen hat. Das beste Prinzip aber ist: die Bedürfnisse pünktlich stets der Leistungsfähigkeit des Tages anzupassen. Niemand denkt daran, daß die 19 Milliarden deutscher Reichs- und Staatsschulden den Gläubigern Sorgen machen könnten. Die Vermögenswerthe, die diesen Verbindlichkeiten gegenüberstehen, sind ja viel höher als der gesammte Schuldenbetrag (die deutschen Eisenbahnen allein repräsentiren ein Anlagekapital von 15 Milliarden) und die für den jährlichen Schuldendienst erforderliche Summe bleibt um rund 300 Millionen Mark hinter den Erträgenissen der rentablen Unternehmungen des Reiches und der Bundesstaaten zurück. Eine zu weit reichende Immobilisirung des Kapitals (durch Anlagen in Schuldverschreibungen des Reiches und der Bundesstaaten) muß aber vermieden werden; schon deshalb ist die Reichsfinanzreform nöthig. Ein noch in der Vollkraft seiner wirtschaftlichen Entwicklung befindlicher Körper wie das Deutsche Reich ist auf die Elastizität des Geldmarktes angewiesen. Die darf deshalb nicht durch eine Ausbreitung der Renteninkrise in Frage gestellt werden. Nicht nur die Schuldenvermehrung muß nachlassen; auch an die Schuldentilgung muß endlich gedacht werden. Das Deutsche Reich steht da hinter England sehr weit zurück; auch hinter Frankreich noch. Man darf von solcher Reform natürlich nicht erwarten, daß sie mit einem Schlag die Situation ändert. Das wäre nur zu verlangen, wenn das Reich vor einer etwa drohenden Insolvenz bewahrt werden müßte. Davon ist nicht die Rede. Um die Finanzlage des Deutschen Reiches zu verbessern, ist aber mehr nöthig als die momentane Herbeischaffung eiskalter Hundert Millionen Mark; die Bilanzirung muß den Grundsätzen eines soliden kaufmännischen Betriebes angepaßt werden, damit die Einnahmen nach und nach die Ausgaben decken. Das steht wohl auch der gerühmte Herr Sydow ein.

Die Kraft der Selbstheilung hat sich in der Kursentwicklung der russischen Renten gezeigt; unserer deutschen Anleihen fehlt noch immer die Kraft zur Gesundung. Das Rentenreich hat seit dem Frühjahr 1906 im Ausland keine Anleihe aufgenommen und doch seine Zinspflichten erfüllt. Deshalb hat der Kurs der russischen Papiere sich gehalten. Würde die Finanzreform den deutschen Renten nützen? Manche zweifeln daran. Sicher scheint aber, daß wir zu einem höheren Anleihekursniveau kämen, wenn die Reichsschuld (besonders die dreiprozentige) rasch getilgt würde. Was man bis jetzt über die Absichten der Regierung gehört hat, klingt nicht ermutigend. Der viel erörterte „Kriegsschatz“ von 120 Millionen Mark im spannauer Juliussturm interessiert die Finanzreformer mehr als die Frage, wie das Reich seine alte Schulden los werden soll. Vier Milliarden aber sind keine quantité négligeable. Ohne Heilung der alten Wunden kann ich mir eine Gesundung der Finanzen nicht denken. Tenn damit, daß uns die fünfte Schuldenmilliarde noch ein Weischen erspart bleibt, ist nicht viel gethan. Auch die Last, die das Reich heute schleppt, muß erleichtert werden. Und das ewige Weh und Ach wird nicht aufhören, bis das Reich bewiesen hat, daß es, allen demagogischen Besenken zum Trotz, aus eigenen Kraftquellen seinen Durst zu stillen vermag. Wenn aus diesen Quellen Alkohol fließt, dürfen wir wir nicht klagen. Die Hauptsache ist, daß dem Reich die entwürdigende Popanzgroße endlich abgenommen wird. Von

Prozeß Eulenburg.

III. *)

Paralipomenon.

Sei nicht ohne festen Grund Zeuge wider Deinen Nächsten und betrüge nicht mit Deinem Munde. Freue Dich nicht, wenn Dein Feind fällt, und lasse nicht über sein Unglück Dein Herz jauchzen. Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen. Die Untreuen werden ausgerodet und nur die Gerechten dürfen im Lande wohnen. Der Herr hat Wohlgefallen an völligem Gewicht; aber falsche Waage ist ihm ein Gräuel. Sprüche Salomos.

Dem vor acht Tagen über den Gefühlsbereich eulenburgischer Freundschaft Gesagten lasse ich die Urtheile folgen, die Professor Kraepelin, der münchener Ordinarius, in seinem Lehrbuch der Psychiatrie über dieses dunkle Gelände menschlicher Irrung gefällt hat. „Eine eigenartige Umwandlung der geschlechtlichen Neigungen hat Westphal, nach ihrem wichtigsten Zeichen, als ‚konträre Sexualempfindung‘ bezeichnet. Es handelt sich hier um eine meist in früher Jugend bereits hervortretende geschlechtliche Zuneigung zu Personen des selben Geschlechtes, während das andere Geschlecht den Kranken in dieser Hinsicht gleichgiltig bleibt oder sogar Abscheu und Ekel einflößt. Fast immer ist angeborene, häufig ererbte psychopathische Veranlagung vorhanden. In manchen Fällen bestehen zunächst gesunde, ‚heterosexuelle‘ Neigungen, die erst später durch den stärker anwachsenden Trieb überwältigt werden. Meist aber beziehen sich die wollüstigen Begleitbilder der geschlechtlichen Erregung im Wachen und Träumen von vorn herein auf das gleiche Geschlecht und alle Versuche natürlichen Geschlechtsverkehrs mißglücken vollständig oder gewähren doch wenigstens keine Befriedigung. Entscheidend ist für die weitere Entwicklung die Bekanntschaft mit irgendeiner Person gleichen Geschlechtes, die entweder einfach durch ihre körperlichen und geistigen Vorzüge die Sinnlichkeit des Kranken mächtig erregt oder geradezu die gleichen Neigungen hat und ihn verführt oder sich von ihm verführen läßt. Es kommt zu einem leidenschaftlichen ‚Freundschaftsbündniß‘ mit allen Ueberschwänglichkeiten eines Liebespiels: schwärmerischen Briefen, Blumen sendungen, Geschenken, Eifersucht-

*) S. „Zukunft“ vom 25. Juli und 1. August 1908.

ausbrüchen und Händedrücken. Meist schreitet es zu wollüstigen Umarmungen, gegenseitiger Masturbation und allen möglichen anderen ‚beischlafähnlichen Handlungen‘, seltener zu wirklicher Päderastie vor. Ganz wie bei den Beziehungen verschiedener Geschlechter bestehen solche, Verhältnisse bisweilen längere Zeit, selbst viele Jahre hindurch, fort. Weit häufiger ist jedoch ein Wechsel der Neigungen oder sogar große Unbeständigkeit. Meist sind beide Theile homo-
 sexual; doch giebt es manche Kranke, die gerade nur mit gesund fühlenden Personen zu verkehren lieben. Standesunterschiede scheinen, genau wie im gewöhnlichen Geschlechtsleben, hier eine weit geringere Rolle zu spielen als etwa beim rein gesellschaftlichen Verkehr. Einzelne Kranke der besseren Stände fühlen sich sogar am Meisten zu Fabrikarbeitern, Kutschern, Lastträgern und ähnlichen Männern hingezogen. Einer besonderen Beliebtheit erfreuen sich auch hier die Soldaten. Aus allen diesen Umständen erklärt es sich, daß in größeren Städten gewöhnlich auch eine männliche Prostitution mit allem Zubehör zu bestehen pflegt, die sich nicht nur aus homosexuellen, sondern auch aus geschlechtlich normalen Personen zusammensetzt. Neben den körperlichen Reizen werden aber meist auch zusagende Eigenschaften des Gemüthes und des Verstandes gefordert, mit denen freilich die Einbildungskraft des Homosexuellen den Gegenstand seiner Liebe eben so freigiebig ausstattet wie der gewöhnliche Liebesrausch. Der Unbefangene begegnet in seinem ganzen Leben nicht einer solchen Schaar von ‚hochgebildeten‘, ‚edel denkenden‘, ‚charaktervollen‘ Männern, wie wir sie in der Schilderung eines einzigen Freundeskreises solcher Kranker anzutreffen pflegen. Den Homosexuellen gelingt es sogar, Nachkommenchaft zu erzeugen; allerdings nur, wenn sie sich während des Geschlechtsaktes mit Aufbietung ihrer Einbildungskraft in die Arme einer jungen und schönen Person gleichen Geschlechtes zu versetzen vermögen. Daneben unterhalten sie vielfach noch gelegentlichen oder regelmässigen homosexuellen Verkehr. Ihr Verstand ist meist normal entwickelt; doch macht sich oft neben guter Auffassungsgabe große Ermüdbarkeit, geringe Ausdauer bei geistiger Arbeit und Neigung zu Träumereien geltend. Die Einbildungskraft pflegt stark über die Fähigkeit zu rein verständemässiger Thätigkeit zu überwiegen. Besonders auffallend ist gewöhnlich die erhöhte Erregbarkeit im Gemüthsleben. Die Kranken sind empfindlich, von Stimmungen und Eindrücken in besonderem Maße abhängig, schöngeistig und künstlerisch, namentlich musikalisch veranlagt, zu Schwärmerei und Gefühlsausbrücheneigigt, manchmal auch auffallend schüchtern und unsicher. Ihr Charakter ist meist weich, lenksam, unselbständig, oft sogar schlaff und haltlos. Ihre Lebensführung weist daher häufig eine gewisse Zerfah-

renheit und Abenteuerlichkeit auf. Unzuverlässigkeit, Mangel an Wahrheitsliebe, Neigung zum Prahlen und kleinliche Eitelkeit sind gewöhnliche Untugenden. Die geschlechtlichen Beziehungen spielen vielfach eine namentlich für Männer ganz merkwürdig wichtige und entscheidende Rolle in ihrem Leben und können ihre Schicksale in durchaus maßgebender Weise beeinflussen. Bei ausgeprägter Homosexualität zeigt sich häufig eine Veränderung der ganzen Lebensführung im Sinn des anderen Geschlechtes. Der Mann wird weiblich in seinen Bewegungen, seinem Gang, seiner Haltung, seiner Geschmackrichtung. Er zeigt ein süßliches, geziertes Wesen, wird eitel, gefallsüchtig, legt großen Werth auf Aeußeres, kleidet sich mit besonderer Sorgfalt, nach der Mode, trägt Blumen im Knopfloch, parfümirt, schminkt sich, läßt sich frisiren, schreibt zierliche Briefe auf duftendem Papier, schmückt sein Zimmer nach Art der weiblichen Boudoirs aus. Vielfach besteht die Neigung, sich mit weiblichen Handarbeiten zu beschäftigen, weibliche Kleidung (Korset) zu tragen, Busen und Hüften auszustopfen, in Fästelstimme zu sprechen, kurz, sich in allen Stücken auch äußerlich möglichst der erwünschten geschlechtlichen Stellung zu nähern. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die konträre Sexualempfindung auf dem Boden einer krankhaft entarteten Persönlichkeit erwächst. Die überwiegende Mehrzahl der Homosexuellen besitzt aber vollständig alle körperlichen Eigenschaften ihres Geschlechtes. Möglich wäre, daß bestimmte Charaktereigenschaften wegen der gesammten Stellung, die sie dem Einzelnen in seiner Umgebung anweisen, von vorn herein die Entstehung homosexueller Neigungen begünstigen. Die Erfahrung hat im Lauf der letzten Zeit gezeigt, daß bei nicht wenigen Kranken eine sehr weit gehende Besserung und sogar Heilungsmöglich ist. Das Endergebniß wird natürlich auch nach dem allmählichen Schwinden der homosexuellen Neigungen eine krankhaft entartete Persönlichkeit sein.“

So urtheilt der Arzt. Ihn können die „edel denkenden“, „charaktervollen“ Männer nicht täuschen; nicht in den Glauben an die feinste Blüthe germanischer Freundschaft schwachen. Kranke sind sie ihm, krankhaft Entartete; und die Frage, ob sie als Gruppe sich auf dem Gipfel des Staatsgebirges festnisten dürfen, würde er sicher verneinen. Nicht Eulenburgs Handeln nur: schon sein Schreiben verräth ihn dem Kenner als zu dieser Varietät Gehörigen. (Nur dem Kenner? Als Eulenburgs Drama „Der Seestern“ im Berliner Hoftheater aufgeführt worden war, schrieb Herr Karl Frenzel, der sich wohl nie mit Sexualpsychopathie beschäftigt hatte: „Man kann sich kaum zu der Annahme entschließen, daß ein Mann diese unmöglichen Männer gezeichnet hat“; der Satz steht in dem Theaterbericht, den die Deutsche Rund-

schau im Februar 1888 brachte. Graf Philipp selbst, der damals vier Tage lang beim Prinzen Wilhelm in Potsdam gewohnt hatte, schrieb über sein Stück: „Es wurde tüchtig applaudirt und der Erfolg war unleugbar. Darum will ich mich über die Kritiken nicht ärgern, die mich abscheulich mitnehmen. Romantischer Stoff, blumenreiche Sprache und ein moralischer Hintergrund: Das sind unserer modernen Welt zu viele unerträgliche Zumuthungen. Der Beifall aber hat mir bewiesen, daß ich Recht hatte, wenn ich in dem Publikum trotz Alledem einen Rest von Romantik vermuthet habe. Wir sind eben Deutsche!“ Semper idem vultus. Der Kunder deutscher Romantik kam aus der münchener Intimität mit den Gesandtschaftssekretären Raymond Lecomte und Johann Grafen von Lonyay, deren Homosexualität an der Isar und an der Spree polizeikundig war. Der Ungar wurde, weil seine Vorliebe für Soldaten allzu unliebsames Aussehen machte, früh aus dem Diplomatendienst entfernt; der Franzos, dessen Wandel schon in München zum Aergerniß geworden war, nach dem Lärm von Clemenceaus witziger Laune zuerst in die dorische Heimath der Anabenliebe, dann nach Teheran versetzt, wo an jeder Ecke Männer aller Sorten sich dem Mann anbieten und der Schah den Jünglingen die prächtigsten Räume im Harem reservirt. (Heute, mit ergreifendem Bart und ins Barytonale hinabgezwungener Stimme, die den süßen Klang der *viola d'amour* kaum noch erkennen läßt, wirkt Ph Hipp, der auf einem liebenberger Jugendportrait einem ins Kürassierkoller verummten Mädchen gleicht, durchaus nicht unmännlich. Sein Geist aber hat die Wesenszüge der Weiblichkeit bewahrt; sogar Etwas von ihrer Anmuth, die dem Urning fast immer fehlt. Er assoziiert und spekulirt wie eine Frau (nicht eine freilich, die sich dem Herd verlobt hat: wie eine der *grandes amoureuses*); hat ihre Hyperaesthesie, als Nothwehrmittel ihre jeder Anpassung fähige Trugkunst und ihren tollkühnen Muth zur Unwahrhaftigkeit, ihren bequemen Fatalismus und, in ärgster Fährniß noch, den unausrottbaren Glauben an die Wirksamkeit persönlichen Reizes. (Gegenbilder sind Christine von Schweden und Emma Hamilton, die Freundin der Königin Maria Karolina von Neapel; auch sie äugelten, Jede auf ihre Art, mit der Kunst, waren in Wollen und Handeln von einem kranken Geschlechtsstrieb determinirt und strebten auf den seltsamsten Schleichpfaden nach verantwortungsloser Macht. „Im individuellen und im sozialen Dasein,“ sagt Krafft-Ebing, „ist das Geschlechtsleben der gewaltigste Faktor, der mächtigste Impuls zur Bethätigung der Kräfte. In den geschlechtlichen Empfindungen wurzelt, in letzter Linie, alle Ethik; zum guten Theil vielleicht auch Aesthetik und Religion.“ Die ihres Reizes sichere, mit ihrem Reiz nicht kargende Frau erbebt nie vor

der Gefahr; läuft ihr im Uebermuth gar noch entgegen. Sie ward auf einem Spelunkenfest gesehen? Verwechslung. Mit der Hoheit einer Heiligen streift sie, wie staubige Herbstfäden, den Verdacht von ihrem Feiertagskleid. Ein Mann, an dem ihre Brunst Jahre lang hing, tritt auf den Weg, den sie nun als tugendhafte Ehegefährtin wandelt. Ihm ist's Verlegenheit. Ihr? Sie ruht nicht, bis er dem Legitimen vorgestellt ist, an dessen Tisch sitzt und von der fernem Zeit ihrer harmlosen, nur von Lästermäulern begeisterten Freundschaft erzählt; und küßt ihn, dem Angstschweiß die Haarwurzeln feuchtet, mit heißer Lippe rasch, wie einst, außs Ohr, während der Eheherr Cigarren aus dem Rauchzimmer holt. „Schmeckt's noch?“ Der Wiederkehrende kann nicht ahnen, daß der Gast, den sie mit so gelassener Herzlichkeit behandelt, ihr je mehr war als ein angenehmer Ballkamerad. Neben dem Bett ihres Kindes umfinge sie den Geliebten. Sorge würzt ihrer Eier nur das Mahl. Sie kann sichern und schluchzen, die Grillen weglachen und nach verzücktem Aufblick zwischen den Wimpern ein Tröpflein zerdrücken, in Zorn erlodern und in Ohnmacht fallen; und hat stets das dreimal glühende Licht eines Leidens bereit, das ihrer Kunst eine ganze Fakultät nicht abzustreiten vermöchte. Unwiderstehlich. Sie weiß es und vertraut blind ihrem Glück. Wenn die Rede des Hyperides versagt: die dem Auge der Richter enthüllte Brust sichert Phrynen den Freispruch.

Auch Fürst Eulenburg ist der Gefahr muthwillig entgegengelaufen. Er konnte behaglich in Liebenberg oder Territet, auf Capri oder bei Albert Honorius sitzen; wenn er nur den Verantwortlichen nicht mehr das Geschäft erschwerte. Brauchte die Freunde dann, die ihn vergötterten, nur um stille Beilegung des Handels zu bitten oder aus der Fremde Krankheitatteste zu schicken. Niemand hat ihn zum Schwur gezwungen. (In einem Blatt der Sozialdemokratie las ich neulich, ein Meineid, der von der Person und Familie des Schwörenden Unehre abwenden solle, sei nach der Norm hoher Eittlichkeit kein Verbrechen, sondern eine tapfere That. Also, scheint mir, auch der Meineid eines Industriehäuptlings, der, um schändenden Betrug zu bergen, gegen das Zeugniß ihm höriger Arbeiter die Schwurfinger hob. Jedes von einem Tribunal angegriffenen Offiziers, der, um sich und den Seinen Rock und Namen rein zu erhalten, wissentlich Falsches beschwor. Der Geschädigte muß sich vor der tapferen That in Ehrfurcht neigen. Nur: wer wagt denn die Verletzung der Eidespflicht, wenn ihre Erfüllung ihm und den Nächsten nicht Ansehensverlust und Schmach zu bringen droht? Wird die Verpflichtung zu wahrhaftiger Aussage nur für die Fälle anerkannt, wo sie nicht schaden kann, dann ist mit dem crimen perjurii auch der Eid aus dem Strafrecht gestrichen. „Wo

Einer durch seinen falschen Eid Jemand zu peinlicher Strafe schwüre“, soll ihm nach der Karolina mit strenger Strafe vergolten werden. Das ist Gulenburgs Fall; den ein Sozialdemokrat nicht nur verzeihlich, nein: rühmendwerth findet. Ein Arbeiter bezichtigt den Fabrikherrn oder Aufseher geschlechtlicher Ausschreitung. Der Beschuldigte ist Familienvater, kann, in seiner sozialen Stellung, den Vorwurf nicht hinnehmen und würde durch das Bekenntniß der Wahrheit nicht sich allein in Verruf bringen. Wäre sein Meineid darum rühmendwerth? „Was meine Kuh? Das ist ein ander Ding!“ Der Fürst meinte, Eidspflicht und Meineidsgesahr gebe es nur für das Gehudel der Kleinen da unten; ein Großer brauche sich nicht ins Joch der Massengesetze zu krümmen. Und verließ sich auf seinen von glatten Zungen so oft gepriesenen „Charme“. Zweimal hob er die Hand; beschwor, wider besseres Wissen, zweimal Falsches; und erbot sich, es zum dritten Mal zu thun, um die Verurtheilung zweier von ihm Angeschuldigten herbeizuführen. Zum berliner Oberstaatsanwalt sprach er: „Ich bin rein, völlig, und ein Jahrzehnt schon verfolgt mich auf allen Wegen der häßliche Verdacht. Was soll ich thun? Helfen Sie mir! Ich habe geschworen. Rufen Sie Jeden auf, der meinen Eid anzweifeln zu dürfen wähnt, und stellen Sie mir ihn im Gerichtssaal gegenüber!“ Durchlaucht, Botschafter, Ritter des Schwarzen Adlers: das Haupt der Anklagebehörde vergißt, daß der Mann, der die Konfrontirung herbeizusehnen scheint, vor drei Tagen dem Antrag, die Haltbarkeit seines Eides durch Zeugenbeweis nachzuprüfen, ausgewichen ist, und wird selbst ihm zum Bürgen der Reinheit. Ein Kriminalkommissar bringt aus der Ufermark das Ehrenwort des Fürsten mit: Verleumdungserfindung erfand und verbreitete die bösen Gerüchte. Philipp ist mit seinem Bruder, auch mit einem Erzherzog verwechselt worden. Daß er mit seinem Haushofmeister Gerih das Hotelzimmer getheilt habe, könne nicht auffallen; er war krank, der alte, treue Diener wegen eines Nierenleidens nicht reisefähig; da mußte der junge Haushofmeister ihn, als geschickter Mann, ersetzen. In das anrühige wiener Badhaus ist der Botschafter zufällig gerathen; weil er ein vom Arzt vorgeschriebenes Bad zu Haus nicht haben konnte. Erpressungsversuche? Nicht einer. „Ich habe nichts zu fürchten als Hardens falsche Zeugen.“ Die Zeugen Ernst und Niedel, deren Vernehmung Justizrath Bernstein vier Wochen vorher beantragt und Gulenburg nicht gewünscht hat. Das klingt dem Kommissar nicht verdächtig. Den Müller oder Levi, der Angst vor „falschen Zeugen“ merken ließe, würde er auffordern, keine Klausen zu machen. Hier aber hat er das Ehrenwort eines Fürsten. Der dritte Erfolg. Gericht, Staatsanwalt, Polizei. Noch wirkt der Charme; wird auch weiterwirken. „Die Wahr-

haftigkeit des Fürsten Eulenburg ist außer Zweifel“: Das steht im Urtheil der Vierten Strafkammer; und in der Deutschen Tageszeitung: „Wie ein Schwan aus schmutzigem Schlamm tauchte Eulenburgs Ehre schneeweiß und silberblank aus allen Anwürfen empor. Weder politisch noch sittlich blieb ein Stäubchen des Verdachtes an ihm hängen. Ein Reinigungsaid in des Wortes heiligstem und edelstem Sinn und eine Erquickung für alle deutschen Herzen! Ein Zeugniß für das Schönste und Herrlichste, was wir Deutsche unser Eigen nennen: für die Freundschaft!“ So viel ward erreicht; constantia et virtute. Wer denkt nun noch an Furcht? Hell strahlt der Stern. Die Zeugen mögen nur kommen.

Sie kommen. Die Feststellung dieser Deliktart ist besonders schwierig. Der verirrte Geschlechtstrieb scheut so ängstlich das Licht, daß selbst in die Polizeialten meist nur Gerüchte sickern. (Daß über Eulenburg seit Jahren solche Gerüchte umliefen, hatte Herr von Tresslow schon vor der Vierten Strafkammer bezeugt; sie im Einzelnen wiederzugeben, war ihm verboten. Wenn polizeilich notirte Gerüchte, die ja nicht unter den Viertischen auf gelesen sind, einen Bureau schreiber oder Commis unnatürlichen Geschlechtsverkehrs beschuldigten, würde der Mann leise gebeten, sich einen andern Platz zu suchen. „Ich bedaure Sie und bin von Ihrer Schuld nicht etwa überzeugt; doch Sie verstehen, daß der Ruf des Hauses nicht leiden darf.“ Dem Fürsten und Adleritter hat's nicht geschadet.) Stellt sich ein Thatzuge ein, so ist's fast immer ein Erpresser aus der Lustknabenzunft. Hier sind zwei anständige Männer, die nicht Eigennutz zur Aussage drängt; denen die Zeugenpflicht nur Verlust bringt. Hier ist eine dichte Schaar anderer Zeugen; darunter, außer Dandl und Trost, der Klavierträger Schömmel, den ein Herrn Philo eng befreundeter Graf in einem starnberger Hotel zu Homosexualbefriedigung verführt hat und der durchs Guckloch einer verschlossenen Thür die beiden Grafen dann gepaart sah. Sind Briefe, die lauter zeugen als Menschenmund, und erwiesene Verleitungen zum Meineid. Ein so lückenloser Schuldbeweis, wie er bei nicht eingestandenem Kapitalverbrechen fast nie möglich ist, von Gerichtshof und Jury kaum je verlangt wird. Ein Mann, gar einer von hohem Rang, miede vielleicht den Kampf; den erniedernden Versuch, Unbestreitbares mit Wortge spinnt zu umschleiern und das Geständniß einer Verführung und Geschlechtsverkehrsart listig zu widerlegen, die diesen Menschen zu unvergeßlichen Erlebnissen geworden sind. Der Fürst wagt den Versuch. Er leugnet Alles; giebt nicht einmal so viel zu wie vor der Präsidialwarnung sein Freund Wendelstadt (der sich nachher in ein Bekenntniß flüchtet). Das unterscheidet ihn nicht von anderen Angeklagten. Davon hofft er auch nichts

Rechtes. Nicht von dem schwachen Widerhall seines Leugnens, der die dröhnende Stimme der Wahrheit nicht übertönen kann: nur von dem besonderen Reiz seiner Persönlichkeit. Ein Mann, der aus solcher Höhe stürzte, so reich begabt ward, den Frau und Kinder so innig lieben, der so angenehm plaudert, von Hochmuth so fern und dem dunklen Grab jetzt so nah ist...

Frauentaktik. „Ich bin vornehm, grazios, liebenswürdig, leidend; wo ist der Entmenschte, der ein so interessantes Wesen verurtheilt?“ Ein Buchstabenrichter thäte es vielleicht; niemals ein Laie, dem des Mitleids holde Stimme ins Ohr drang. Die schönste Frau hat mit schlauster Kopfkissenkletterie nicht mehr erreicht als dieser Kürassier a. D. mit seinen Krankheitskünsten. Aus jeder Lebensgefahr rettete er sich ins Siechenbett. Auch diesmal hats ihm geholfen. Ein des Meineides oder eines anderen mit Zuchthausstrafe bedrohten Verbrechens dringend Verdächtiger kommt nach bei uns geltender Vorschrift in eine Sträflingszelle, in der er, oft Monate lang, von der Außenwelt abgesperrt ist und mit ihr nur durch die Organe der Gefängnisverwaltung verkehren darf. Besuche, auch der nächsten Angehörigen, werden selten gestattet. Jede Möglichkeit zu unbewachten Gesprächen, zu irgendeiner Kollusion wird mit dem Aufwand äußerster Sorgfalt vereitelt. Zwar bestimmt § 116 der Strafprozeßordnung: „Dem Verhafteten dürfen nur solche Beschränkungen auferlegt werden, welche zur Sicherung des Zweckes der Haft oder zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Gefängniß nothwendig sind. Bequemlichkeiten und Beschäftigungen, die dem Stand und den Vermögensverhältnissen des Verhafteten entsprechen, darf er sich auf seine Kosten verschaffen, so weit sie mit dem Zweck der Haft vereinbar sind und weder die Ordnung im Gefängniß stören noch die Sicherheit gefährden.“ Doch solche Erleichterungen werden nicht oft gewährt. Löwe sagt: „Ohne Genehmigung des Richters darf der Verhaftete weder Unterredungen haben noch Briefe oder sonstige schriftliche Mittheilungen empfangen oder absenden noch auch sich im Besitz von Schreibmaterialien befinden.“ Hier handelt sichs um einen Mann, der nicht nur der Thatbestandsverdunkelung verdächtig und dessen Entlastung deshalb, trotz dem Angebot ungewöhnlich hoher Kautions, von drei Instanzen verweigert worden, sondern der auch einer schon unternommenen Kollusion (Verleitung zum Meineid) beschuldigt ist. Da würde jeder Wunsch nach Vergünstigungen wohl zehnmal geprüft. Doch der Untersuchungsrichter, der schon den Transport des Verhafteten gegen das Sträuben der Aerzte beschließen mußte, will noch schwerere Verantwortungslast nicht auf sich nehmen. Schickt seinen Häftling drum, statt ins Gefängniß, in die Charité, wo sichs gewiß

nicht unbequemer haust als in dem Gastzimmer eines Gebirgsdorfes, und erlaubt ihm, einen Diener zu halten und die Seinen, so oft er will, zu sehen. Freilich: zwei Kriminalschuppleute wachen; sind aber so lange beim Fürsten, daß seine bewährte Umgangskunst sie wohl vertraulich gemacht hat; und die Annahme, daß sie fremde Sprachen nicht meistern, kann die braven Männer nicht kränken. Zwei Monate gehts so; drei Aerzte, ein Diener, Krankenhauszucht und Verkehrsfreiheit. Konnte irgendwo noch verdunkelt werden, so ist's inzwischen geschehen: und der Schwurgerichtspräsident hat deshalb keinen Grund, für die kurze Zeit seiner Machtvollkommenheit die Privilegien abzuschaffen. Ihm liegt nur daran, die Verhandlungsfähigkeit des Angeklagten zu sichern. Der wird täglich nun in einem Automobil vors Gerichtshaus gefahren, auf einer Bahre in den Saal geschleppt, in weiche Kissen gebettet, vor und nach der Verhandlung und während der Pausen von seiner Familie umringt; von Familienmitgliedern, die in der selben Strafsache noch als Zeugen gehört werden sollten. Ein Angeklagter, der unter einer Tag und Nacht bespähnten Glasglocke sitzt, von draußen nur erfährt, was der Schließer hereinläßt, zur Hauptverhandlung von Gerichtsdienern vorgeführt wird und auf dem Sündenstuhl sitzen muß, darf die Durchlaucht beneiden. Die war im Krankenrecht. Der objektive Befund sagte nicht viel. Arterienverkalkung und Gicht sind Dauergäste; die Venenentzündung scheint nur vermuthet, die Trombose ungemein leicht gewesen zu sein; Beinschwellungen kann der ungefährlichste Sturz vom Gaul bewirken und lange sichtbar sein lassen (und die Erfahrung lehrt, daß psychogene Schwellungen im richtigen Augenblick stets den gewünschten Umfang erreichen); daß ein Bein um neun Centimeter dicker als das andere ist, kann nicht für ein Symptom ernstes Leidens ausgegeben werden; und Temperaturen bis zu achtunddreißig Grad pflegten bei erwachsenen Männern bisher nicht als Beweise hohen Fiebers zu gelten. Einerlei. Der Angeklagte gab sich als einen Schwerkranken, der um keinen Preis aber die Verhandlung aufgeschoben sehen, viel lieber mit dem Aufgebot letzter Kraft für seine Ehre sechten wollte: und die Aerzte glaubten ihm. Ein alternder Mann, der üppig gelebt, vor Jahrzehnten schon über allerlei Gesundheitsstörungen geklagt hat, von damenhafter Empfindsamkeit und an Morphinum gewöhnt ist, Physis und Psyche meisterlich beherrscht und, nach dem Spruch dreier Instanzen fast überführt, dicht vor dem Zuchthausthor steht, hat immer Grund, über Neuralgie, Hitze, Kachexie zu stöhnen. Und die Welt der psychophysischen Möglichkeiten ist den meisten Aerzten heute noch mit vernagelten Brettern gesperrt. Jeder Tag brachte also Bulletin's, die manchmal, wenn sie den Heldenthum des Angeklagten

rühmten, Plaidoyers ähnelten; als der Transport gefährlich schien, wurde im Charitéssaal verhandelt; und schließlich den Geschworenen ein Lichtbild des geschwollenen Beines (als Beweismittel) vorgelegt. Warum? Weil der Angeklagte im Juli verhandeln und auf die Krankentrolle doch nicht verzichten wollte. In Amfortaspose auf einer Tragbahre oder gar im Bett, aus dem man sich an einer Leine aufrichten muß und in das der entkräftete Leib, wenns ihm bequem ist, zurücksinken kann: der Stärkste könnte sich in Schwurgerichtsnoth nichts Wirkameres wünschen. Jede Aufregung, spricht der Arzt, bringt hier vielleicht Lebensgefahr. Und welche Aufregung, fragt sich der Laienrichter, wäre wohl heftiger und ginge tiefer als die durch unsere Bejahung der Schuldfragen bewirkte? Soll der Wahrspruch, der Freiheit und bürgerliches Ehrenrecht nimmt, den seinen Herrn auch noch das Leben kosten? Als die Verhandlung, deren vorbedachter Plan dem Druck ärztlicher Befehle weichen mußte, zum zerflatternden Zerrbild geworden war, kam's noch zu einem Schlusseffekt. Die Verteidiger empfahlen die Vertagung, der Klient wehrte sich ungestüm gegen jeden Aufschub; und von seiner Stimme Gewalt bebte das Gehälf. Hält ein Schwerkranker, selbst mit der größten Willenskraft, achtzehn Verhandlungstage aus, in denen es um die ganze Existenz geht? Weiß ein Doktor der Rechte, der mit drei Anwälten den winzigsten Schritt besprochen, auch die Vertagungsmöglichkeit erörtert hat, nicht, was ein Angeklagter heischen darf? Nein, flüstert der Fürst. „Ich kenne die Rechte des Angeklagten nicht.“ Zwei Stunden vorher hat sein Verteidiger ihm die Wahrscheinlichkeit des Abbruchs angezeigt; und hätte auf die Frage, ob es dagegen kein Mittel gebe, erwidert: „Eure Durchlaucht brauchen nur ruhig zu sagen, daß Sie sich zur Fortsetzung fähig fühlen; alle Betheiligten werden solche Versicherung dankbar hinnehmen.“ Statt ruhiger Rede kommt ein wilder Ausbruch (dessen erstes Brodeln der besorgte Arzt ersticken müßte): „Das Grab kann sich über mir schließen, ehe meine Unschuld erwiesen ist!“ Jede Aufregung bringt hier vielleicht Lebensgefahr. Die in achtzehn heißen Tagen aufgewandte Mühe ist verthan.

Ist sie? Der Mann, der, als Verführer geschlechtlich gesund empfindender Jünglinge, auch redlichen Homosexuellen ein Gräuel sein müßte, hat sich Mitleid erworben. Er wollte zwei Gegner, die ihn, gegen ihr Interesse, doch lange geschont hatten, mit seinen Meineiden ins Gefängniß schwören, zwei Zeugen, deren Aussage ihn gefährdete, ins Zuchthaus bringen: und galt nun als Totkranker, den in der nächsten Stunde die Sichel aus der Zeitlichkeit mähen wird. Erster Vortheil. Der Befunde wäre am dritten Tag verloren gewesen; der Kranke konnte sich immer darauf berufen, daß Siechthum seine Selbst-

vertheidigung lähme, und das Gefecht vor der letzten Entscheidung abbrechen. Wer packt einen martyrisch Leidenden rauh an? Den Zeugen, nicht dem Angeklagten wurde Meineid vorgeworfen; die Glaubwürdigkeit der Zeugen, nicht des Angeklagten wurde mit fränkendem Wort angezweifelt. Zweiter Vortheil. Dritter: Die Möglichkeit, ohne ernste Gefährdung sich an die Schwurgerichtslust zu akklimatisiren. Vierter: Die Gewißheit, fortan die Entwicklung der Sache mitbestimmen zu dürfen. Nur als leidlich Gesunder wird Eulenburg wieder vor die Jury gerufen; nur, wenn er nach ärztlichem Ermessen die Hauptverhandlung erträgt. Sonst? Vielleicht braucht er Landluft und Südsonne; und draußen wird ihm bescheinigt, daß er nicht reisen darf. Kommt aber zur zweiten Verhandlung, dann war die erste eine nützliche Generalprobe. Dann kennt der Angeklagte die Zeugen, hat im Krankenbett Antworten, Widersprüche und Ausflüchte eronnen und weiß genau, womit er zu wirken vermag. Rein: nicht ohne Nutzen für ihn ward der große Aufwand verthan.

Vom Genius hat er nichts; doch in einem bewegten Doppelleben, dessen Schauplätze Kaiserpaläste und Fischerhütten waren, die Geschicklichkeit des Mannes von vielen Graden erworben. (Richtiger hieße es: der amoureuse, die mit Szeptern gespielt und sich in geiler Bönne aufs verschwitzte Kalen des Kutschers geworfen hat.) Kein Schöpfer: ein Mächler, Höfling, Magus, Artifer und Lagergenosse von Knechten. In alle Sättel gerecht. Stets auf sichtbaren Effekt und heimliches Glück bedacht und in allen Künsten der Verstellung zur Meisterschaft gereift. Nun sitzt er (oder liegt) vor Leuten, die ihn nie sahen, in deren Sinnen Name, Rang, Gunst ihm einen Kimbus dichtet und die nicht ahnen, wie oft er, seit Dezennien, im Kreis der Standesgenossen mit ärgerem Schimpf gezüchtigt ward als in Dohnas und Hochbergs Briefen. Was kann er ihnen sagen? Nichts, was die Last der Zeugenausagen zu mindern vermöchte. Was wollen sie von ihm hören? Wie sein Erleben war (von dem sie dann träumen dürfen). Ein leidender Künstler, der sich in Kasernendrilla, Diplomatenarbeit, Hofdienst schiden mußte. Der gütigste Herr, der, um den gemietheten Mann nicht zu demüthigen, das Schlafzimmer mit ihm theilt; das Bild eines treuen Dieners in seine Schreibstube hängt und aus feuchtem Auge betrachtet. Der Enthusiast, dessen heiligstes Gefühl in den Roth gezerrt wird. („Setzt kann ich Jedem nur rathen, keine Freundschaft zu schließen und bis in die Knochen Egoist zu sein!“) Das Opfer dunkler Ränke. Daß Luise von Sachsen elf „Eheirungen“ nachgewiesen werden konnten, war nur durch Jesuitentücke zu erklären. Daß Philipp zu Eulenburg in den Ruf der Homosexualität kam, hat erstens Bismarcks Haß, zweitens die Rachsucht der Klerikalen

bewirkt. „Ich hatte in München Preußen nicht nur politisch, sondern auch kirchlich zu vertreten. Mein Leben lang bin ich ein Verfechter des protestantischen, in Norddeutschland wurzelnden Kaiserthumes gewesen. Das hat mir namentlich im Süden viele Feinde gemacht. Wir haben nicht in Berlin, sondern in München den Nunzius des Papstes; dort sind also wichtige Verhandlungen zu führen und ich habe sie im Sinn der protestantischen, der norddeutschen Kaiserreichsidee geführt. Dadurch bin ich dem Klerikalismus eben so wie dem bayerischen Partikularismus verhaßt geworden. Vielleicht bin ich jetzt eins der Opfer dieser großen Idee. Ich will nichts Bestimmtes behaupten; aber aus diesem Milieu heraus könnten so infame Verdächtigungen entstanden sein.“ Der Vorsitzende unterbricht den Redner mit der Frage, ob er glaube, daß solche Strömung den frommen Katholiken Jakob Ernst in den Meineid getrieben habe. „Nein. Das nicht. Aber der Klerikalismus hat mir nie verziehen, daß ich ihn mit der ganzen Energie eines norddeutschen Protestanten bekämpfte.“ Neue Unterbrechung. „Wollen Sie etwa die Behauptung aufstellen, der Klerikalismus habe die Briefe veranlaßt, die Sie selbst an Ernst geschrieben haben und aus denen die Art Ihrer Beziehungen zu diesem Mann hervorgeht?“ Schweigen. Bayerns Ministerpräsident sagt, dem Angeklagten sei solche Diverſion zu verzeihen; Graf Eulenburg habe in München kirchliche Geschäfte von irgendwelcher Bedeutung nicht zu führen gehabt und hätte sich durch konfessionelle Parteinahme eines Dienstvergehens schuldig gemacht; was er als Gesandter mit dem Nunzius zu erledigen hatte, war so unbedeutend, daß er einem seiner Räte überließ. Und als er, in seiner ersten münchener Zeit, Berthens Sekretär war, hat er wohl auch nicht für lutherische Kultur gegen Roms Macht gekämpft. Er lebte in einem Kreis „hochgebildeter,“ „edel denkender,“ „charaktervoller,“ „seltener“ Männer, denen „innige Sympathie“ ihn verband, und trachtete eher nach literarischem als nach politischem Erfolg. Was ihn beschäftigte und wer ihn in München hielt, zeigt ein Brief aus dem Sommer 1887. „Die Frage der mir angebotenen Theaterintendantur zu Weimar hat mich eine Zeit lang schwankend bewegt. Während des Besuches, den Prinz Wilhelm in Liebenberg machte, fand eine Klärung Statt. Das drohende Gespenst meiner Verſetzung auf einen anderen diplomatischen Posten, der ich unter den obwaltenden materiellen Verhältnissen nicht hätte folgen können, hat der Prinz, ohne mein Zuthun und durchdrungen davon, daß ich in München nützlich sei, von mir abgewendet. So bleibe ich denn in Gottes Namen, wo ich bin!“ Sonst wäre er weimarer Theaterintendant geworden (und säße heute dann wohl in Hülsens Loge). So sehen die Fanatiker des Glaubenskampfes nicht aus. Und wollte der Prinz, der ihn nützlich fand, am Hof des Prinzregenten etwa einen Katholikenfeind und Stodpreußen ha-

ben? Hätte er Einen dieses Kalibers später nach Wien geschickt? Thut nichts: die Augenblickswirkung ward erreicht. Daß ein perverser Geschlechtsverkehr, ein des Meineids und der Verleitung zum Meineid Angeschuldigter sich für das Opfer des protestantischen Reichsgedankens ausgiebt, ist immerhin neu.

Neu (und nicht gerade würdig) auch, daß ein in solche Lebensnoth Gerathener täglich den Kaiser in die Erörterung zieht. „Seine Majestät baten mich, kräftige Nahrung zu mir zu nehmen.“ „Ich stand Seiner Majestät sehr nah.“ „Vor Seiner Majestät hatte ich nie ein Geheimniß; auch nicht als Privatmann.“ „Herr Ristler war auf allen Nordlandreisen, die ich im Gefolge Seiner Majestät mitmachte, bei mir an Bord.“ Und so weiter. Das ist der Laft des Günstlings, der einst schrieb, noch sein letzter Athemzug sei ein Gruß an Seine Majestät. In einen Brief, der ein Testament sein sollte, Herrn Ristler zur Uebergabe an den Kaiser anvertraut war und auf dessen Schutzhülle der junge Sekretär geschrieben hatte: „Nach Philipps Tod zu öffnen.“ In einen Brief aus dem Jahr 1888. Damals wußte Phil, daß, wann er auch sterbe, sein letzter Athemzugein Gruß an den Kaiser sein werde. Damals war der Privatsekretär, den er kaum zwölf Monate kannte, ihm so lieb, daher von vier Briefbogenseiten drei benutzt, um diesen Herrn Ristler, mit stürmischer Dringlichkeit, der Allerhöchsten Gnade zu empfehlen, und für sich selbst und für seine Familie mit einer Seite auskommt. „Meine Familie war Seiner Majestät bekannt; wer Herr Ristler ist, wußte Seine Majestät nicht; ich mußte deshalb eine ausführliche Aufklärung geben.“ Er gab sie. Rühmte die Treue und die mannichfachen Talente des Empfohlenen, dessen Zukunft er, bei geringem Vermögen, leider nicht sichern könne und der sich doch „für jede Stellung eignen werde, die Eure Majestät ihm anweisen würden“. Und Philipps Verhältnis zu dem so zärtlich Gepriesenen soll nicht anders sein als des Reichskanzlers zu dem Geheimrath Scheefer? In einer der letzten Philippiken ward es behauptet. Herr von Bülow hat Scheefer in Rom als Kanzlisten der Botschaft gefunden und, als zum Diktatschreiben brauchbaren Mann, nach Berlin mitgenommen. Da ist der Gehilfe so schnell wie der Herr auf die Höhe gekommen. Fürst Eulenburg hat über Scheefers Avancement eine hämische Glosse gemacht. Und daß ein Subalternes es bis zum Geheimen Regierungsrath bringt, ist ja ungewöhnlich (aber, wie die Fälle Krüger und Nießner lehren, auch nicht ganz vereinzelt). Als Beamter, nicht als Person, ist der Geheimrath in das Vertrauen des Kanzlers zugelassen. Er speist alljährlich ungefähr dreimal, mit anderen Reichskanzleibeamten, am Tisch des Chefs, bleibt ihm sonst aber ganz fern und ist, trotz dem Titel, heute noch Subalternes. Ob der kühle Herr Cancellarius ihn je in einem Privatbrief erwähnt hat? Sicher nicht so wie Phil seinen Ristler.

Im Juli 1887, als Ernst schon nicht mehr mit ekstatischen Blicken umfassen, nur noch wie ein treues Bruderherz gestreichelt wird, schreibt Eulenburg an den „geliebten Fritz“: „Der junge Sekretär Ristler, dessen Bild Du kennst, ist von seinem Regiment für einige Wochen beurlaubt worden und arbeitet fleißig für mich. Er hat soeben mein letztes Stück ‚Seestern‘ (das Du ‚Die Entfugung‘ nennst) abgeschrieben und geht nun, da er sehr musikalisch ist, daran, meine Manuskripte zu ordnen. Ich bin recht glücklich, diesen fleißigen und von Herzen guten Menschen zu meiner Disposition zu haben, und hoffe, mit seiner Hilfe in gründlicher Weise meine Arbeit fördern zu können. Es wird Dein Interesse erwecken, daß ich eine Art Journal anlegen will, in das ich die interessantesten Fakta meines Lebens und die bedeutendsten Briefe, die ich erhalte, eintragen will.“ Auch dabei hilft Herr Ristler; dessen Bild der geliebte Fritz schon kennt: dessen äußere Erscheinung den Freunden also angenehm sein muß. Er ist nur für einige Wochen vom Regiment beurlaubt und erst im nächsten Winter dem Grafen „fleißig zur Hand“. Der duzt ihn bald, schreibt an den Abwesenden lange Briefe und legt dessen Zukunft dem Kaiser als „Letzte Bitte“ ans Herz. Später hat er ihm eine wohlhabende Wienerin geworben. Ich kenne den Fürsten Bülow nicht, zweifle aber, ob er für einen Mann, selbst für einen von feinerer Geisteskultur, als dem Feuerversicherungsgenten zu Theil ward, je so viel that.

Da wir gerade bei Bülow sind . . . Nachdem Monate lang die dumme Lüge ausgebrüllt worden war, Herr von Holstein (der alt und machtlos ist und den tapfere Seelen deshalb besonders gern schelten) habe zum Kampf gegen Eulenburg mir die Waffen geliefert, ist jetzt gar der Reichskanzler verdächtigt worden, der Strategie des Feldzuges gewesen zu sein. In Paris natürlich, wo man die Aera Phili-Lecomte schmerzlich vermißt und, unter Assistenz einer gewissenlosen berliner Hoffschwanz, die sich lieber recht tief ducken sollte, die Mär verbreitet, der Herr von Liebenberg sei gestürzt worden, weil er für den Frieden und die „Verständigung“ mit Frankreich eingetreten war; also nicht vom bayerischen Klerikalismus, sondern vom borussischen Chauvinismus.

„Значит, кесарю и царю и вблгдн члвчнстн о и зт а стрдбствн. Прчл ргнн? Шн
ich Eulenburg, aus oft erörterten Gründen, schon angriff, als er noch Holsteins Vertrauen hatte; daß weder Herr Fritz von Holstein noch irgendein anderer Beamter mir je auch nur die Möglichkeit angedeutet hat, für Eulenburgs Sexualpsychopathie Beweise zu schaffen (den Namen Lecomte hat nicht der Wirkliche Geheime Rath mir, habe ich ihm genannt); daß ich, der zum Werkzeug völlig untauglich ist, allein den Kampf begonnen und nach bestem Vermögen ausgefochten und im Mai dem Untersuchungsrichter, auf sein Verlangen, die damals keinem Anderen bekannten Beweismittel geliefert habe.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 625 Direktion.

" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915 Kuxenabteilung.

" 7916

Telegramme: Ulrich & Co.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

**MURATTI****OPEL** Rüsselsheim a. M.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen
Man verlange Preisliste.

Georg Reimer Verlag, Berlin W 35.

Wie sah Bismarck aus?

Eine Biographie in Bildern von Fritz Stahl.

Mit 31 Tafeln.

Elegant kartoniert M. 3.—

Bismarcks Bildung

Ihre Quellen und ihre Äußerungen von Hans Prutz.

Geheftet M. 3.—

Elegant gebunden M. 3.80

**Photo-Apparate!** Ausschließlich Originalmarken und ausschließlich mit Goerz- und Meyer-Auflagen ausgestattet

gegen monatliche Amortisation.

Ohne unseren neuen Katalog B.P., der wir jedermann umsonst und frei übersenden, kauft man photographische Apparate unbedingt voreilig.

Stöckig & Co., Hoflieferanten

DRESDEN A. 16 und BODENBACH 1 i. B.

Goerz-Triëder-Binocles, Franz-Ferngläser, Vergrößerungs-Apparate. — Erleichterte Zahlung.


Berliner-Theater-Anzeigen

Kleines Theater.

Freitag, d. 7. Sonnabend, den 8., Sonntag, den 9., Montag, den 10., Dienstag, d. 11./8. u. 9.

2 mal 2 = 5.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlaßes hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21, 22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee, Modernes Verlagsbureau (Curt Wiyant).

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Große Revue in 4 Acten (14 Bildern) von Jul. Freund. Musik von Victor Stoltenberg Guido Thielscher a. D., Henry Bender, Fritzl Massary, Jos. Josephi, Fritzl Scienko usw.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

S e c e s s i o n

Kurfürstendamm 208 209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 M. Sonntags von 2 Uhr ab 0,50 Mk.

Die Hauptströmungen der Literatur d. 19. Jahrhunderts.

Von Georg Brandes.

6 Bde. 9. Aufl. 65, 25 M. Leinwbd. 30 M. Dasselbe: Wohlfl. Ausg. 6 in 2 Ldbd. 20 M.

Die Philosophie Herakleitos.

d. Dunklen v. Ephes. v. F. Lassalle. 2 Bde Lex. 8. Originalausg. 20 M.

Geschichte der menschlichen Ehe

v. Ed. Westermarck. 2. Auflage. 500 Seiten 10 M. Leinwbd. 11,50 M.

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und sitzengeschichtl. Werke gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W 80. Landshuterstr. 2

Sind Sie**nervös**

so verlangen Sie sofort durch Postkarte unseren Prospekt. Derselbe kostet nichts, kann Ihnen aber ein guter Ratgeber sein.

Vereinigte Chem. Laboratorien
Apoth. JOH. SCHMIDT,
staatl. approb. Nahrungsmitt.-Chemiker
Kötzschenbroda-Dresden.

Bayrische Hartstein-Industrie, Aktiengesellschaft

in Würzburg.

Nominal **Mk. 200 000,—** neue Aktien

(200 Stück über je Mk. 1000 No. 1001—1200)

der
Bayrischen Hartstein-Industrie, Aktiengesellschaft in Würzburg

sind zum Handel und zur Notierung an der Berliner Börse zugelassen worden. — Prospekte sind bei uns erhältlich.

Berlin, München, im Juli 1908.

Abel & Co.

Bayrische Bank für Handel und Industrie.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

Liebreizend

Ist ein zartes, reines Gesicht, rosige, jugendfrisches Aussehen, weiße, samtweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte

Steckenpferd = Lilienmilch = Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à Stück 50 Pf. überall zu haben.

Deutsche Schiffbau-Ausstellung

BERLIN 1908.

Ausstellungshallen am Zoologischen Garten

Juni—Oktober

Donnerstag Elite-Tag

Täglich von 10 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends geöffnet

Meyer's Grosses Konversations-Lexikon

6. Auflage, 20 Bände, 200 Mk.
Ein unentbehrlich Nachschlage-
buch des allgemeinen Wissens,
wird komplett und franko gegen

5 Mark Monatsrate geliefert.
Probirtelt gratis.

Herm. Meusser, Buchhandlg.
Berlin W35b, Sieglitzerstr. 58.



Niemand

kaufe wieder
Baukästen

ohne nach Brand + Stöße, Baukasten und
andere Projekte von Carl Brandl Jr.,
Baukasten, gefertigt zu haben. In all. deutschen
Baumaterial-Geschäften erhältlich.



Passage-Kaufhaus

Friedrich-Strasse 110-111-112

BERLIN Oranienburger Str. 54-55-56-58a

Eröffnung Herbst 1908.

Vereinigung erstklassiger Spezial-Geschäfte.

Man verlange unsere Broschüre „Eine Etappe“,
welche das System unseres Kaufhauses erläutert.

Passage-Kaufhaus Interims-
Büreau: **Friedrich-Str. 125 I.**

Telephon: Amt III No. 3900.

**Umtausch von 3 % und 3½ % Pfandbriefen der
National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft
e. G. m. u. H.
in Liquidation
in 3¾ % und 4 % Pfandbriefe der
Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft.**

Den Inhabern von 3 % und 3½ % Pfandbriefen der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** offerieren wir hiermit den Umtausch in 3¾ % und 4 % Pfandbriefe der **Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft** unter den nachstehenden Bedingungen:

1. Gegen nom. Mk. 100.— 3 % Pfandbriefe der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** mit Zinnschein per 1. Januar 1909 werden nom. Mk. 100.— 3¾ % Pfandbriefe der **Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft** (unkündbar bis 1916) mit Zinsberechtigung vom 1. Oktober 1908 ab gewährt.
2. Gegen nom. Mk. 100.— 3½ % Pfandbriefe der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** mit Zinnschein per 1. Januar 1909 werden nom. Mk. 100.— 4 % Pfandbriefe der **Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft Serie I oder II** (unkündbar bis 1914) mit Zinsberechtigung vom 1. Oktober 1908 ab gewährt.
3. Den durch den Umtausch entstehenden Schlussnotenstempel trägt die unterzeichnete Gesellschaft.
4. Die umzutauschenden Pfandbriefe der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** sind bis spätestens **15. September d. J.** bei der unterzeichneten Gesellschaft **vormittags in der Zeit zwischen 10—1 Uhr** unter Beifügung arithmetisch geordneter, doppelter Nummerverzeichnisse einzureichen.
5. Das Porto für die Uebersendung der umzutauschenden 3 % und 3½ % Pfandbriefe der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** und für die Rücksendung der dagegen vom 1. Oktober d. J. ab auszuliefernden 3¾ % und 4 % Pfandbriefe der **Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft** trägt die unterzeichnete Gesellschaft.

Berlin, den 27. Juni 1908.

Boden-Aktiengesellschaft Berlin-Nord.

Busch. Fenner.

Schriftsteller

Bekannter Verlag überm. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst. Bedingungen. Offerten sub. Z. G. 500. an Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der

Cigarren-Fabrik

F. Hagedorn & Söhne, Bremen.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Cabinet-Comet
Graeger-
Sect
 Gold Silber
 Züfzehen durch
 die Weinhandlunger
Carl Graeger
 Sect-Kellerei
 Hochheim a. M.

Nervenschwäche der Männer

Ansführliche Prospekte mit gerichl. Urteil u. seztl. Optacitet gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Post Gassen, Köln a. Rh. No. 74.

Herz-
Stiefel
 mit dem Herz auf der Sohle



Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde
 Sommer- u. Winterkuren
 Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
 Dresden A3, Mezzingstr. 1.

Niederlausitzer Kohlenwerke. Bilanz-Conto pro 31. März 1908.

Aktiva.		M.	fl.
Betrieb Grube Victoria, Gr.-Rätschen	667000	—	—
Betrieb Zschipkau	428000	—	—
Betrieb Fürstenberg a. O.	168000	—	—
Betrieb Pulsbey	422 00	—	—
Betrieb Hörtitz	45 2000	—	—
Betrieb Costebrau	41400	—	—
Speditionsbetr. Fürstenberg a. O.	100000	—	—
Kohlenfelder- und Mutungen-Erwerbs-Conto	395113 85	—	—
Bureau-Inventar-Cto. d. Central-	1	—	—
Kassa-Conto	5 7057 51	—	—
Wechsel-Conto	33 16 78	—	—
Conto-Corrent-Conto	74 7070 48	—	—
Bestände-Conto	273 655 62	—	—
Aktiv-Hypotheken-Conto	54150	—	—
Kautions-Conto	1 695 95	—	—
versicherungs-Prämien-Conto	18477 46	—	—
Niederlausitzer Bricket-Verk.-Ges. m. b. H., Berlin (25% Anzahlung auf Beteiligung)	25250	—	—
	1556263 73	—	—

Passiva.		M.	fl.
Aktien-Kapital-Conto	600 000	—	—
Obligations-Conto	600000	—	—
Reservfonds-Conto	600000	—	—
Kupon-Einlösungs-Conto	70233 75	—	—
Dividenden-Conto	3550	—	—
Akzept-Conto	400 000	—	—
Conto-Corrent-Conto	1772375 62	—	—
Gewins- und Verlust-Conto	722159 28	—	—
	1656268 65	—	—

Gewinn- und Verlust-Conto

Debet.		M.	fl.
General-Uskosten-Conto	126074 91	—	—
Obligations-Zinsen-Conto	270000	—	—
Discont- und Zinsen-Conto	119175 20	—	—
Amortisations-Conto	82054 28	—	—
Gewinn-Saldo	722159 28	—	—
	2058064 37	—	—
Kredit.		M.	fl.
Gewinn-Vortrag aus 1907/08	35418 20	—	—
Betriebs-Uberschuss p. 1907/08	2022646 17	—	—
	2058064 37	—	—

Die auf 10% festgesetzte Dividende gelangt sofort in Berlin bei der Gesellschaftskasse und bei Carl Neuburger Kommanditgesellschaft auf Aktien zur Auszahlung.

Berlin, den 24. Juli 1908.

Der Vorstand.

Fort mit der Feder!



Schreibst Du mit Feder noch so gut, **Zeit, besser: schreib die Liliput.**

Die neuen LILIPUT-Schreibmaschinen

sind das Schreibwerkzeug für jedermann.

Modell Minima Preis M. 25.—

Modell A. Preis M. 38.—

Modell Duplex Preis M. 48.—

1 Jahr Garantie.

Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Keine Weichgummitypen. Alle Arten von Versialtungen. Geeignet für alle Sprachen durch einfache Auswechslung der Typenräder. Reismaschine, da nur 3 kg Gewicht. Beste Korrespondenzmaschine all. Systeme i. bill. Preislage. Glänzend Anerkennung. Prospekte u. Schriftproben kostenlos von

Deutsche Kleinmaschinen-Werke
 m. b. H.

München 21, Lindwurmstr. 129-131.
 Zweigniederlass. in Berlin und Hamburg.
Münchener Ausstellung 1908: Halle II, Raum 158 und öffentliches Schreibbureau neben dem kgl. Ausstellungs-Postamt. (10 Liliput in Betrieb).

Wiederverkäufer überall gesucht.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.

Moderates Specialsanatorium.
Aller Comfort. Familienleben.
Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn.**ALKOHOL****Bad Pistyan**

(Pöstyén, Ungarn)

Hervorragendstes Bad der Welt
für Gicht und Rheumatismus

Ankunftsstelle: Hungaria-Germania Verkehrsgesellschaft m. b. H.

Fahrkarten-Ausgabestelle der Königl. Ungarischen Staatsbahnen.

Berlin, Friedrichstrasse 73**Haar-Nährstoff**

(N. gesch.) seit Jahrzehnten bewährt und erprobt, macht das Haar seidensweich, voll-

und glänzend, beseitigt prompt und sicher **Haarausfall und Schuppen**. Glänzende Atteste aus höchsten Kreisen! Preis: $\frac{1}{2}$ Fl. 2 Mk. $\frac{1}{4}$ Fl. 4 Mk.Chem. Laborat. **Dr. M. Hohenadel, Dresden-A. Georg Kühne Nachfl.**

Vergnügungs- u. Erholungs-Reisen zur See

Nordlandfahrt bis Drontheim

mit dem Doppeldecker-Dampfer „Witow“.

Wfährt von Hamburg 2. September.

besucht vorher die Häfen: Ober, Bergen (Hauptanreise),
na Norwegen und Ostfriesland, Drontheim, Stockholm,
Oslo, Drontheim, Peter, Geirfald, Or, Bergen,
Storöen 24 Tage. Rückpreis von 212.500 an abwärts.

Nordische Hauptstädte

mit dem Doppeldecker-Dampfer „Witow“.

Wfährt von Hamburg 2. September.

besucht vorher die Häfen: Schweden, Göteborg,
Stockholm, Dänemark, Kopenhagen, Drontheim, Oslo,
Storöen, Dänemark, Schweden, Drontheim, Oslo,
Storöen 24 Tage. Rückpreis von 212.500 an abwärts.

Köln-Karte enthalten die Wfahrkarte.

Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.

Abteilung Vergnügungsreisen.

Von Hamburg nach den Nordseebädern

verkehren vom 1. Mai bis Ende September die Post-Schnelldampfer „Kaiser“, „Cobra“, „Prinzessin Heinrich“ „Silvana“



Abfahrt Hamburg, St. Pauli Landungsbrücken werktäglich 800 vormittags
Sonnlags 730 vormittags

Cuxhaven
Helgoland

Sylt

Amrum, Föhr
Lakolk a. Röm

NEU!
Tagesschnellzug.

Norderney
Borkum

Juist und
Langeoog

NEU!
Verbindung . . .

Berlin Lehrter Bahnhof ab 620 vorm. Magdeburg Hauptbhf. ab 607 vorm. Hannover ab 540 vorm. nach Cuxhaven-Nordseebädern. Direkte 45tägige Rückfahrkarten auf allen größeren Eisenbahnstationen. Fahrpläne sowie alles nähere durch den Seebäderdienst der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg 9, Johannisbollwerk 16 deren Anzeiger und die größeren Reisebüros.

Hermann Walker, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Mollendorferplatz 7.

Seben erschien:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8°.

Preis: 50 Pf.

Ehe-schliessungen in England
rechtsgültig, in
Prosp. Nr. 1 verschlossen 50 Pf.
Brook & Co., London, E. C. Queenstr 90/91

Diabetes-Bauer

Koetschenbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Stottern heilt d. schwierigst. Fälle
Garantie nach Wunsch.
C. Buchholz,
Hannover 2, Nordweh. 14.

Fern dem Alltag.

Menschen, die mitten im geschäftigen Treiben nach tieferer Befriedigung suchen, interessieren sich für die sehr zeitgemässen Charakter-schilderungen durch den Psychographologen P. P. L. Schon seit 1890 liefert P. P. L. gross-zügige Charakterbeurteilungen nach ein-gesendeten Schriftstücken. Der Alltags-graphologie stehen diese künstlerischen Seelen-Analysen fern. Wegen Honorarbedingungen und Gratis-Prospekt wenden Sie sich direkt an diese Adresse:
F. Paul Liebe, Schriftsteller Augsburg I.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium
Zackental“
(Camphausen)

Bahnhof: Warmbrunn-Schreiberhau, M. 11.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhofstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren. Für Erholungssuchende, Wintersport. Nach allen Krankenschaffen der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 420 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt selbst oder Administration in Berlin S. W., Mückernstr. 118.

An der Spitze



aller Champagner (Trau Empire)
seit Jahrzehnten 

Moët & Chandon

Größter Jahresertrag
Größte Reifezeit
Größter Weinbergbesitz

White Star „sec“
Brut Impérial „extra sec“